

Europa Vertikal. Zur Ost-West-Gliederung im 19. und 20. Jahrhundert

Hrsg. von Rita Aldenhoff-Hübinger, Catherine Gousseff und Thomas Serrier. Göttingen: Wallstein, 2016. 230 S., 9 Abb. = Phantomgrenzen im östlichen Europa, 5. ISBN: 978-3-8353-1954-7.

Das seit 2011 unter anderem am Centre Marc Bloch in Berlin ansässige, interdisziplinäre Forschungsvorhaben *Phantomgrenzen in Ostmitteleuropa* (siehe dazu die umfangreiche Projektwebseite: <http://phantomgrenzen.eu/>) hat mittlerweile sieben inhaltlich ganz unterschiedlich gestaltete Tagungs-, Sammelbände und Monographien zum gemeinsamen Oberthema herausgebracht. Zwei dieser Bände tragen als Titelbild Ausschnitte von historischen Karten: jener zur fragmentierten Republik Polen, erschienen 2017, und der hier zur Besprechung vorliegende Band. Letzterer stellt die Beiträge einer Tagung vom Juni 2013 nunmehr auch für die Öffentlichkeit zur Diskussion.

Karten, vielmehr der Blick auf die Karte und die durch sie geförderte Imagination sind denn auch zentraler Bestandteil der hier enthaltenen Aufsätze. Dass dabei Geographie kein *per se*, quasi objektives, existierendes Wissen darstellt, das es lediglich zu entdecken gilt, worauf vor allem Henri Lefebvre wie auch der irische Politikwissenschaftler Gearóid Ó Tuathail hingewiesen haben (S. 139), ist gewissermaßen die gemeinsame Basis, von der alle Autorinnen und Autoren in ihren Analysen ausgehen.

Die elf Studien des Konferenzbandes sind in vier thematisch zusammengefasste Sektionen gegliedert („Modelle, Repräsentationen, Visionen“; „Flüsse: Trennende ‚Coupures‘, verbindende ‚Coutures‘“; „Raumstiftende Praktiken an den östlichen Außengrenzen“; „Neue Grenzen, alte Muster in der EU?“). In ihrem einleitenden Beitrag greifen die Herausgeberinnen und der Herausgeber ganz bewusst die vor über 80 Jahren erschienene Flussbiographie Lucien Febvres über den Rhein – ein damals in vielerlei Hinsicht bahnbrechender Zugang zu Raumfragen – auf. Sie unterstreichen damit das von der jeweils eingenommenen Perspektive abhängige einerseits verknüpfende oder andererseits eben trennende Element von Wasserläufen, gewissermaßen als Grenzen oder Brücken (S. 8). Die im Sammelband untersuchten Flüsse fungieren in der Geschichte oftmals als Scheidelinien, sie werden in *mental maps* und Diskursen imaginiert, tauchen ab ins Vergessen, halten sich zur Gänze oder in Teilaspekten zählebig in der Erinnerung einer Gesellschaft bzw. ihrer Teile. Die Ost-West-Gliederung Europas scheint in diesen Diskursen – bedeutend mehr als dies beim Rhein der Fall ist – auf eine vermeintlich deutlich sichtbare, quasi natürliche, durch den Flusslauf gekennzeichnete Kulturgrenze zurückführbar zu sein, die man hier zwischen (deutscher) Zivilisation und ihrem (meist slawischen) Gegenteil als merkliches Gefälle ansah.

Der erste Abschnitt („Modelle ...“) geht, maßstäblich abgestuft, auf Raum- wie Grenzkonzepte der europäischen Vertikale ein. Während HANS-DIETRICH SCHULZ die Raumkonstrukte der (deutschsprachigen) klassischen Geographie analysiert und dabei die

folgenreiche Symbiose zwischen Wissenschaft, Geographie und Gesellschaft in den Fokus nimmt, bricht FRITHJOF BENJAMIN SCHENK diesen Grenzdiskurs auf das ‚Osteuropakonzept‘ des 19. Jahrhunderts herunter. Maßstäblich noch konkreter in der Auswahl des Untersuchungsgegenstandes beleuchtet GREGOR THUM die Ostgrenze des (Heiligen Römischen) Reiches in Preußen und ihr endgültiges Verschwinden nach 1945. Diese drei Beiträge betten die nachfolgenden Detailanalysen, zumeist kleinerer Raumeinheiten von der polnischen Weichsel bis zur schlesischen Brynica, in einen Gesamtkontext von Forschung und Wahrnehmungsgenese ein. Schenk hebt zudem dezidiert hervor, dass bei den meisten Raumkonzepten einer europäischen Großgliederung die betroffenen Bewohnerinnen und Bewohner sowie deren Sichtweise kaum eine Rolle spielen. So ist etwa nicht nur der oftmals weitgehend negativ besetzte Raumbegriff ‚Osteuropa‘ in den *mental maps* seiner Bewohnerinnen und Bewohner kaum vorhanden (S. 46), sondern generell – so Schenk weiter – würden derartige Diskurse über Raumkonstruktionen vorwiegend aus der Sicht der sie produzierenden Eliten analysiert und dabei viel zu wenig die Betroffenen vor Ort berücksichtigt.

Die Beiträge des zweiten Abschnittes wenden sich vorwiegend ausgewählten Flüssen Osteuropas zu, die zumeist seit dem 19. Jahrhundert über entsprechende Eliten als zum Teil kulturell markante Scheidelinien identifiziert, in die gesellschaftliche Wahrnehmung eingespeist und in unterschiedlicher Ausformung zu national bedeutsamen Grenzen hochstilisiert wurden. BEATA HALICKA erkennt in ihrem Vergleich zwischen Rhein, Oder und Weichsel gegenwärtig jeweils unterschiedliche Stadien von Historisierung. Der Frage gegenüber, ob Flüsse als europäische Erinnerungsorte fungieren könnten, bleibt sie skeptisch (S. 101). Während am Rhein die politische Vereinnahmung der Vergangenheit anzugehören scheint, ist etwa die Weichsel in Polen einerseits nach wie vor gewichtiger Bestandteil nationaler Glorie. Sie erhält aber andererseits durch an Bedeutung gewinnende ökologische Fragestellungen rund um diesen weitgehend naturbelassenen Flusslauf eine neue Facette – zunächst abseits des nationalen Denkens, das in seinen Ursprüngen stark im 19. Jahrhundert verhaftet ist (S. 98). THOMAS SERRIER erweitert das Betrachtungsspektrum und deutet darauf hin, dass am Beispiel von Rhein und Oder nach dem für Deutschland verlorenen Ersten Weltkrieg die regelrechte Hysterisierung des Grenzdiskurses durchaus in ähnlichen Bahnen verlief. Das weitgehende Fehlen polnischer Literatur (zur Frage der polnischen Westgrenze) im Gegensatz zur Fülle französischer Arbeiten im Falle des Rheins muss hier jedoch als Manko betrachtet werden, auch wenn die Analyse dezidiert auf der deutschen Perspektive basiert. Der Aspekt der Stereotypenforschung, auf die eingangs verwiesen wird (S. 105), bleibt folglich aus polnischer Sicht nur gering ausgeleuchtet. Einer hartnäckigen stereotypen Vorstellung am Beispiel ‚Ostelbiens‘, die über die deutsche Wiedervereinigung hinausgeht, widmet sich der Beitrag von RITA ALDENHOFF-HÜBINGER. MARKUS KRZOSKA plädiert dafür, die Weichsel als Akteurin zu betrachten. Im Gegensatz zum Rhein sei hier eine rein nationale

Argumentation schwierig. Dem stünden bis zum Zweiten Weltkrieg die überaus gemischten Bevölkerungsverhältnisse entgegen, auch wenn die Weichsel als „substantieller Bestandteil preußischer Staatlichkeit gesehen wurde“ (S. 140). Die „Scheidewand zu Halbasien“ (S. 145) hingegen befeuert die Stereotypen von Abgrenzung und kultureller Überlegenheit. Der Begriff ‚Halbasien‘ stammt von Karl Emil Franzos bzw. wurde von ihm popularisiert. Der selbst aus Galizien stammende Schriftsteller durchbricht ein wenig die Vorstellung, dass die Bevölkerung vor Ort kaum in die Zuschreibung von Eigenschaften eines Raumes eingebunden sei. Aber letztlich gehörte auch Franzos zu einer Elite, die den Raum von außen betrachtete.

Trotz der unscheinbaren Länge des kleinen schlesischen Flusses Brynica von kaum mehr als 50 Kilometer erfährt auch dieser Flusslauf als imaginiert naturgegebene Grenze im 19. Jahrhundert eine Aufwertung zur zivilisatorischen Scheidelinie zwischen ‚westlicher‘ und ‚slawischer‘ Welt. Im binnenpolnischen Diskurs der sie umgebenden Regionen lebt diese Vorstellung im Grunde allerdings weiter, wenngleich mit einem auf die betroffenen polnischen Regionen angepassten Inhalt (S. 162). CATHERINE GOUSEFF thematisiert im Weiteren über die Bug-San-Linie die Folgen der physischen Spaltung Galiziens durch den Ribbentrop-Molotow-Pakt von 1939 wie nach 1945 durch die neu gezogene polnisch-(sowjet-)ukrainische Grenze. Die Beiträge von BETTINA BRUNS zur östlichen Außengrenze der Europäischen Union sowie von JAROSŁAW JAŃCZAK zum europäischen Osten als Phantomgrenze runden (verteilt auf die zwei abschließenden Kapitel „Raumstiftende Praktiken ...“ sowie „Neue Grenzen ...“) den Band ab. Sie geben dem Leser den nötigen Einblick in die gegenwärtige politische Perspektive rund um die Selbstdefinition der Europäischen Union und ihrer Osterweiterungen 2004 sowie 2007.

Sammelbände, vor allem solche, die auf Tagungen und Konferenzen basieren, tragen *per se* immer auch eine strukturelle Schwäche in sich. Einerseits bieten sie zwar einen wichtigen zeitnahen Einblick in laufende wissenschaftliche Diskurse. Andererseits fehlt jedoch nach der Lektüre der in der Regel einigermaßen heterogenen Einzelbeiträge, die auf theoretischen Überlegungen, fachgeschichtlichen Aspekten oder speziellen Untersuchungen von konkreten Räumen in unterschiedlichen Maßstäben fußen, eine ausführliche Gesamtsynthese. Der jeweilige Bezug zum Forschungskonzept in den Beiträgen alleine reicht dafür oftmals nicht aus. Nicht selten geraten die Darstellungen, wie auch im vorliegenden Band, vereinzelt deskriptiv und lassen eine weitergehende Analyse vermissen, bzw. wiederholen sich in ihrer Argumentation im Vergleich zu den anderen. Die Wiederholung der Aspekte im Textvergleich zeigt allerdings auch, wie ähnlich fallweise Argumentationslinien und vermeintliche Einzelgenesen verlaufen können. Die gegenständlichen Untersuchungsräume sind häufig weit weniger etwas Besonderes oder Eigenständiges, als es der elitengesteuerte Diskurs glauben machen möchte. Im Verbund mit den anderen durchaus empfehlenswerten Publikationen des Forschungsvorhabens *Phantomgrenzen in Ostmitteleuropa* stellt dieser Band jedenfalls einen

wertvollen Teilaspekt für das Verstehen der vertikalen, Nord-Süd verlaufenden *mental map* in Europas zählbarer Ost-West-Gliederung bereit.

KURT SCHARR

Innsbruck

Fascism without Borders. Transnational Connections and Cooperation between Movements and Regimes in Europe from 1918 to 1945

Ed. by Arnd Bauerkämper and Grzegorz Rossoliński-Liebe. New York, Oxford: Berghahn, 2017. X, 373 S. ISBN: 978-1-78533-468-9.

Die Erforschung des Faschismus in seinen transnationalen Dimensionen (Ideenaustausch, politische Zusammenarbeit) ist im Prinzip für die Zwischenkriegszeit kein unerfülltes Forschungsdesiderat mehr. Wenn es eine offene Streitfrage in der neu erstarkten Faschismusforschung der letzten Jahrzehnte gibt, ist es eher die der Verwendung des Begriffes für die Zeit nach der Befreiung von Auschwitz – eine Frage, die im vorliegenden Band ausgeklammert wird. Anders als die meisten transnationalen Studien richten die dreizehn Beiträge dieses Bandes sich ausdrücklich nicht auf Deutschland und Italien. Stattdessen sind sie entweder thematisch ausgerichtet (Jugend, Freizeitgestaltung) oder stellen andere Staaten, Bewegungen und ihre Führer zentral (Portugal, Austrofaschisten, Ion I. Moța). Aus unerfindlichen Gründen suggeriert der Umschlag des von Berghahn gut versorgten, aber überkauften (130 USD) Buches das Gegenteil: Blickfang sind die Köpfe von Hitler und Mussolini und erst beim zweiten Hinsehen erkennt man darunter osteuropäische Volksmassen in Tracht (ukrainische OUN-Anhänger). Unvermeidlich bei einem Konferenzband ist nicht die thematische Größenordnung aller Beiträge gleich (auch wenn die Herausgeber offenkundig ihre Aufgabe sehr ernst genommen haben, was sich spätestens in einer soliden Einleitung und einem Fazit-Kapitel zeigt): Die Dichtkunst des französischen Kollaborateurs Robert Brasillach oder die Jugendbewegung von Hlinka sind nun mal von einer anderen Größenordnung als korporatistische Modelle, faschistische Gewaltverherrlichung oder kommunistischer Antifaschismus im Allgemeinen. Wegen der Ausrichtung und der relativen Neuheit der vergleichenden und Transferforschung zum Faschismus bieten diese ‚kleineren‘ Studien öfters die interessanteren Ergebnisse.

Vorbildlich unter den kleinen thematischen Beiträgen ist der Vergleich britischer und italienischer Faschisten im Bereich der geordneten Freizeitgestaltung mit dazugehöriger Propaganda und gesellschaftlichen Vorstellungen von ANNA LENA KOCKS aus Berlin. Ihr Ausgangspunkt ist nicht die sattsam bekannte Feststellung, dass Freizeit und Sport für Faschisten propagandistisch und aktivistisch ‚ein gefundenes Fressen‘ waren, sondern die Überlegung, dass das Thema seit dem späten 19. Jahrhundert von Sozialreformern und

sogar von Konservativen politisiert wurde. Das faschistische Dilemma war, in diesem kompetitiven Umfeld ein ansprechendes und gleichzeitig unterscheidendes Angebot zu bieten. Dieses Dilemma betraf sowohl das italienische Regime als auch die relativ kleine BUF auf der Insel. Die BUF war u. a. in diesem Bereich von der Strategie der italienischen Gesinnungsgenossen begeistert, adaptierte die Vorbilder aber an die lokalen Gegebenheiten. In vielerlei Hinsicht ähnelten Mussolinis Massenveranstaltungen in dem Bereich jedoch mit ihren Zielen und Formen älteren nichtfaschistischen Angeboten. BUF-Ferienlager folgten diesem Beispiel, betonten aber die heimischen Wurzeln und verzichteten auf Angebote für Kleinkinder, bei denen Mussolini sich als Vater der Nation inszenierte. Insgesamt arbeitet Kocks auch die Widersprüche und Dilemmas der Faschisten heraus statt eine stereotype Meistererzählung von Dominanz und Instrumentalisierung zu versuchen.

Die Verbindungen zwischen den Jugendbewegungen der kroatischen und der slowakischen faschistischen Bewegungen und Regimes hören sich wie eine Detailstudie an. Beide Bewegungen teilen die ideologische Vereinnahmung der neuen Generation und ihre propagandistische Ausnutzung als Symbole von nationaler Wiedergeburt und Revolution. GORAN MILJAN aus Uppsala kombiniert in seinem Beitrag Transfer und Vergleich. Obwohl Versuche, einen europäischen faschistischen Jugendverband zu gründen, scheiterten, standen die slowakischen und kroatischen Parteien sich nahe, besonders, als beide durch Hitlers Feldzug an die Macht gekommen waren. Austausch und Zusammenarbeit blieben unter den Kriegsumständen faktisch sehr beschränkt. Fazit des Autors ist, dass umfangreiches Archivmaterial einer näheren Erforschung harret, aber seine (vorläufigen) Schlussfolgerungen bleiben eher allgemein: Beide Jugendbewegungen wurden vom faschistischen Zeitgeist in Europa geprägt und die Unterdrückung im Habsburgerreich bildete eine weitere Gemeinsamkeit in Zielen und Vergangenheit.

Thematisch breiter gesteckt, aber durchaus ertragreich ist der Beitrag des zweiten Herausgebers über Konflikte unter ostmitteleuropäischen Bewegungen. Ähnlich wie bei Kocks wird hier gezielt nach Spannungen und Dilemmas statt nach Zusammenarbeit und Eintracht gesucht. Griffins Faschismusdefinition mag viele Bewegungen einigen, aber nationale Eigenheiten führten zu ideologischen und Interessenskonflikten in der Zusammenarbeit. Im Beitrag von GRZEGORZ ROSSOLIŃSKI-LIEBE zeigt sich, dass nicht nur geteilte Eigenschaften die vergleichende Faschismusforschung weiterbringen, sondern gerade auch die Erörterung von verbalen und tätlichen Auseinandersetzungen. Während die Auseinandersetzung in Österreich zwischen nationalistischen und pangermanischen Bewegungen hinlänglich bekannt ist, gilt dies in der breiteren Faschismusforschung nicht für Stephan Bandera und die OUN oder für das Dreieck Hitler – Antonescu – Eiserne Garde in Rumänien. Abgesehen vom üblichen Gegensatz zwischen Faschisten der ersten und zweiten Generation zeigt sich in den letzten beiden Fällen die entscheidende Bedeutung externer Faktoren, insbesondere pragmatische Überlegungen Berlins. In dem

Sinne ist es kein ideales Beispiel für die befürwortete Agenda inter-faschistischer Konfliktforschung.

RAUL CĂRSTOCEA (Flensburg) verfolgt einen anderen Ansatz, indem er die internationale Einflussnahme eines legendären faschistischen Führers ins Zentrum stellt. Ion I. Moța war nach Corneliu Zelia Codreanu der zweite Mann der Eisernen Garde und der Ideologe einer Partei von Aktivisten. Er wurde als Märtyrer geehrt, nachdem er 1937 im Spanischen Bürgerkrieg gefallen war. Die Annahme des Autors ist, dass auch kleinere faschistische Bewegungen eine Vorbildfunktion erfüllen konnten, nicht nur Hitler und Mussolini. Antisemitismus war dabei die Hauptbotschaft Moțas, sein Einsatz in Spanien Teil des Kampfes gegen die judäo-bolschewistische Weltverschwörung. Die Schlussfolgerungen beziehen sich jedoch ausschließlich auf die Folgen für die weitere politische Entwicklung in Rumänien zwischen 1938 (die Königdiktatur) und 1940 (die Errichtung einer ‚nationallegionären‘ Diktatur) von der ostentativen nationalen und internationalen Unterstützung für die Garde bei Moțas Begräbnisfeier. Wie bei den anderen thematischen Kapiteln ist der Ansatz vielversprechend, auch wenn die Ergebnisse durch die Größenordnung der gewählten Fallstudien beschränkt sind.

Gleiches gilt für das Schlusskapitel von ARND BAUERKÄMPER: Die Ergebnisse und Ansätze der verschiedenen Beiträge zeigen die ersten Konturen eines neuen Bereichs in der Faschismusforschung. Die umfangreiche, 40 Seiten umfassende Einleitung der beiden Herausgeber erörtert dagegen, warum der Faschismus bislang kaum als transnationales Phänomen erforscht wurde. Die Deutung des Faschismus als Ultrationalismus, das Scheitern aller Versuche einer faschistischen Internationale sowie die geopolitische und ideologische Dominanz der deutschen Nationalsozialisten und italienischen Faschisten (und nachträgliche Schuldzuweisung!) sind wichtige Gründe. Das Ergebnis, mit wenigen Ausnahmen, war eine unüberschaubar umfangreiche Forschungsliteratur, die jedoch entweder dem „generic fascism“ hinterherjagt, die Einzigartigkeit und Eigenständigkeit jeder Bewegung bestätigt oder nur die geopolitische und ideologische Einflussnahme durch Berlin und Rom in Betracht zieht. Im Bereich der Fremdbilder, konfliktreichen Interaktionen und Einflussnahmen durch Große und Kleine, durch Bewegungen und Regime, gibt es noch eine Welt zu entdecken. Das zumindest hat dieser hervorragend konzipierte und erkenntnisreiche Band gezeigt.

WIM VAN MEURS

Nijmegen/Kleve

Lucian Boia

Wie Rumänien rumänisch wurde

Aus dem Rumänischen übersetzt von Andreea Pascaru. Berlin: Frank & Timme, 2016. 110 S. = Forum: Rumänien, 29. ISBN: 978-3-7329-0217-0.

Lucian Boias diskursanalytische Monographie *Geschichte und Mythos im rumänischen Bewusstsein (Istorie și mit în conștiința românească, 1997)* ist zweifellos ein Klassiker des rumänischen Bildungskanons und Pflichtlektüre für jeden Rumänieninteressierten. Ebenso wie etliche andere Historikerinnen und Historiker – zu nennen wäre Nicolae Manolescu mit seiner *Kritischen Geschichte der rumänischen Literatur* oder Sorin Mitu mit seinen Schulbuchforschungen – nutzte er die nach 1989 zurückgewonnene Meinungs- und Forschungsfreiheit sowie seine Spezialisierung auf historische Diskursanalyse nach dem Ansatz der französischen Schule, um den ‚Mythenballast‘ aus zwei Jahrhunderten rumänischer Historiographie abzarbeiten. Dieser war von der frühen Nationalbewegung, über die Monarchie, den Faschismus und den Stalinismus bis zum Nationalkommunismus angehäuft worden und hatte aus verschiedenen Gründen nie eine gründliche Revision erfahren. Boias kenntnisreiche und kurzweilig lesbare, wenn auch theoretisch bisweilen unbedarfte, da essayistisch konzipierte Publikation sowie seine späteren Arbeiten entfalteten aufgrund ihrer gesellschaftlichen Rezeption in Presse und Fernsehen eine Breitenwirkung, wie sie nur wenige Wissenschaftler in Rumänien erfahren haben. Gerade *Geschichte und Mythos* hat junge Historikerinnen und Historiker – der Rezensent zählt sich dazu – über Jahre hinweg bei Ausbildung und Debattenführung begleitet und war ein erbaulicher Motivationsstoff, um die unvermeidliche Reform der rumänischen Geschichtswissenschaft gegen den Widerstand der Nationalhistoriographie selbstbewusst anzugehen.

Diesen Status als führender Kopf der historiographischen Schule des rumänischen ‚Dekonstruktivismus‘ hat Boia – um das Urteil dieser Buchbesprechung vorwegzunehmen – nach Jahren grenzwertiger, zunehmend radikaler Thesen (zum Beispiel bezüglich des literarischen Niveaus des von ihm früher verehrten Nationaldichters Eminescu) durch das hier besprochene Buch endgültig verspielt. Bei *Wie Rumänien rumänisch wurde* (Originaltitel: „Cum s-a românizat România“, d. h. „Wie Rumänien rumänisiert wurde“) handelt es sich um eine Polemik und Provokation gegen Kritik aus dem rechtsnationalen Spektrum. Man mag es eher wie ein Zeitdokument für den beschwerlichen Kampf rumänischer Intellektueller um die Europäisierung (oder was sie dafür halten) von Nation und Gesellschaft lesen. Boia befindet sich ebenso wie einige andere Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler oder Literatinnen und Literaten, die mit ihrer Arbeit den Kontakt zur Öffentlichkeit suchen – zu nennen wären Horia-Roman Patapievici oder Alina Mungiu-Pippidi – im Kriegszustand mit dem zahlreichen und keineswegs zimperlichen Heer an Kritikerinnen und Kritikern. „Wie Rumänien

rumänisch wurde“ ist dabei nichts anderes als der Beleg, dass der ‚große Meister‘ doch noch die Nerven verloren hat.

Ziel der kurzen Monographie ist eine chronologische Darstellung der rumänischen Nationsentwicklung hinsichtlich ihrer Beziehung zu den zahlreichen historischen Minderheiten, die auf dem Territorium des 1859 begründeten und ab 1919/20 deutlich vergrößerten Nationalstaates lebten. Das Buch ist in die drei Großkapitel „Das Altreich“, „Großrumänien“ sowie „Kommunismus und Postkommunismus“ aufgeteilt. Auf eine Nennung der verwendeten Methodik wird verzichtet, was als ein populärwissenschaftlicher Kompromiss angesichts des Umfangs der Monographie und ihrer deskriptiven Konzeption sowie der breiten Zielgruppe akzeptabel sein mag. Boia verwendet oftmals statistische Daten, die den Kennerinnen und Kennern des beschriebenen Zeitraums freilich wohlbekannt sind. Nicht unproblematisch ist jedoch, dass die Beziehung Mehrheit – Minderheit stets aus Sicht der ersteren perspektiviert wird. Die Minderheiten erscheinen kaum als Akteure, die im parlamentarischen System über Einfluss verfügt hätten, um eine Korrektur der Rumänisierungspolitik betreiben zu können. Deren Eliten hatten sehr wohl eigene politische Programme, die sie über ihre Vertreterinnen und Vertreter in den legislativen Foren umzusetzen versuchten.

Zur Einstimmung des Lesers wird dagegen einleitend festgestellt: „Die Folgen waren leicht vorauszusehen: Nachdem es den Rumänen gelungen war, eine Nationalideologie durchzusetzen, gingen sie daran, einen rumänischen Staat zu gründen und sich der Ausländer zu ‚entledigen‘“ (S. 8). „Einerseits brauchte man ‚die Anderen‘ noch, sogar mehr als zuvor, für die Modernisierung der Gesellschaft, in Wirtschaft und Kultur; andererseits verursachte das Ausmaß der Präsenz und des Einflusses der Fremden – sei es auch ‚objektiv‘ und notwendig – eine gewisse Frustration und Ablehnung.“ (S. 8). Mit dieser Perspektive, dass den Rumäninnen und Rumänen das Humankapital für eine effiziente Modernisierung gefehlt habe und implizit die ethnischen Minderheiten die eigentlich progressiven waren, welche die Ressourcen für die Schaffung und den Unterhalt des Nationalstaats erzeugten, der sie kategorisch diskriminierte, beschreibt Boia statistiklastig die Geschichte des Altreichs, das 1859 durch Zusammenschluss der Fürstentümer Walachei und Moldau entstanden war. Die Darstellung enthält Anmerkungen wie etwa die folgende: „Fremde waren willkommen [...] unter der Bedingung ihrer Zurückhaltung. Zwei ‚Filter‘ sollten die Rumänen vor einer möglichen ‚Invasion‘ schützen: Die Erlangung der Staatsbürgerschaft wurde ihnen schwergemacht, ‚Nicht-Rumänen‘ durften keine Immobilien auf dem Land (und damit dem wichtigsten Ort der ‚Rumänität‘) erwerben.“ (S. 23 f.). Dass diese kurz nach der Nationalstaatsgründung großteils abgeschafften Gesetze unter russischer Okkupation im sogenannten „Organischen Reglement“ (1831) oktroyiert worden waren, verschweigt der Autor, der auch sonst selektiv vorgeht, wenn er die berüchtigsten Scharfmacher und Nationalisten aus Politik und Verwaltung als Repräsentanten des Zeitgeistes zitiert. Boia

geht hierbei – und auch das ist keine Neuigkeit – auf die Tatsache ein, dass der überwiegende Teil der rumänischen Eliten nicht-rumänischer Herkunft gewesen ist. Dass viele von ihnen dennoch reichlich patriotisch dachten, erklärt Boia zu einem unverständlichen Widerspruch, statt darin – ebenso wie im zeitgenössischen Falle Ungarns – eine Erfolgsgeschichte der kulturellen Integration zu sehen, die aus überaus diversen Gruppen eine funktionierende Gesellschaft formiert hatte. Boia beurteilt jedoch die Nationsentwicklung als eine bedauerliche Verlustgeschichte für alle Beteiligten, welche gewissermaßen kulturell militarisiert „die Vielfalt vernichtete“ (Buchdeckeltext).

Boia schafft hier seinen eigenen Diskurs, der – folgt man dem Historiographietheoretiker Hayden White – eine Mischung aus Tragödie und Satire ist. Es wird auf die Rolle der Kirchen eingegangen – die tatsächlich bis weit in die kommunistische Periode ein kulturelles Schlachtfeld hinterlassen haben – sowie auf die Lage der Auslandsrumäninnen und -rumänen. Mehr oder weniger deutlich wird festgestellt, dass in Südosteuropa ein Assimilationswettlauf stattfand, der im ungarischen Teil der Habsburgermonarchie mit Intensität geführt wurde. Zur Lage der Rumäninnen und Rumänen gegenüber der Magyarisierungspolitik führt der Autor aber nicht viel mehr an als: „Die Rumänen widerstanden dem ziemlich gut.“ (S. 36) Tatsächlich wurde diese Politik, wie noch heute erinnert wird, mit erheblichem Druck und großen Schikanen durchgesetzt, so dass etwa die Deutschen in Siebenbürgen und dem Banat nach Ende des Ersten Weltkriegs mehrheitlich den Anschluss an Rumänien befürworteten.

Zur Interpretation der damaligen Statistiken verwendet Boia eine dem französischen Verständnis nahestehende Nationalitätsdefinition, indem er etwa der russifizierten rumänischen Bevölkerung in Bessarabien die Zugehörigkeit zur rumänischen Nation abspricht (S. 39), das heißt sprachlich-kulturelle Praxis und Identität gegenüber der ethnischen bevorzugt. Statt diese freilich von den Zeitgenossen mit dem Hintergedanken der Vermehrung der eigenen Staatsbürgerinnen und Staatsbürger geförderte Maßnahme als integrativ zu sehen, beurteilt Boia sie als invasiv und chauvinistisch. Ebenso kritisiert er die offizielle Geschichtsdarstellung, wonach die rumänischen Behörden gegenüber den Minderheiten eine grundsätzlich positive Haltung eingenommen hätten – nur um im nächsten Absatz festzustellen, dass „bis zum Ende der dreißiger Jahre eine gewisse Zurückhaltung in der rumänischen Minderheitenpolitik festgestellt werden [kann]“ (S. 43). Einschübe wie „Ja sogar die Rumänen unterscheiden sich von Region zu Region“ (S. 42) sollen offenbar das erzeugte Bild eines monokulturellen, diversitätsfeindlichen Blocks nuancieren.

Die Darstellung führt weiter über das faschistische Regime im Zweiten Weltkrieg, in dem Rumänien sich wie kein anderer Staat außer Deutschland am Völkermord an den Jüdinnen und Juden im Norden Rumäniens sowie in der Sowjetunion und an den Roma schuldig machte. Für diese Eskalation wird die Einsicht der Zeitgenossen angeführt, dass die Rumänisierungspolitik der Zwischenkriegszeit als gescheitert angesehen wurde

(S. 66 f.). Inwiefern es zu dieser ethnischen Säuberung ohne den Kontext des Weltkrieges gekommen wäre, bleibt freilich Spekulation. Boia stellt aber fest, dass im Falle eines deutschen Sieges mit einiger Sicherheit die Vernichtung der jüdischen Bevölkerung in Südrumänien sowie Vertreibungen oder ein Bevölkerungsaustausch der anderen Ethnien nach griechisch-türkischem Vorbild stattgefunden hätten (S. 73). Hier mag man nicht widersprechen.

Die kommunistische Periode wird aufgrund der beträchtlichen Zwangsmittel, über die das Regime und die gleichgeschalteten staatlichen Institutionen verfügten, als weitgehender Abschluss der Rumänisierungspolitik ausgemacht, wozu auch Industrialisierung und massive Auswanderung der Minderheiten beitrugen – wobei letztere mit der „Wirkung eines Genozids“ verglichen wird (S. 86), was bei aller Ablehnung des kommunistischen Regimes ein unsäglicher Vergleich ist. Boia spart aber das umstrittene Thema der jüdischen und ungarischen Kommunistinnen und Kommunisten im Staatsapparat nicht aus, das er jedoch auch für seine zu konspirativen Thesen neigende Leserschaft plausibel und unaufgeregt diskutiert (S. 79). Infolge der Renationalisierung des politischen Diskurses ab den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts stieg der Druck auf die Minderheiten schließlich wieder und führte etwa 1966 zur Auflösung der Ungarischen Autonomen Region (S. 80). Am Ende des Regimes stellten Rumäninnen und Rumänen schließlich annähernd 90% der Staatsbevölkerung. Die Kommunistinnen und Kommunisten hatten somit erreicht, woran, so Boia, die Politik zu Zeiten der Monarchie gescheitert war.

Diese nach wie vor zu kurze, jedoch informative und leicht lesbare Darstellung hellt den Gesamteindruck wieder etwas auf, nur um gegen Ende des Bandes wieder zu grober Polemik zurückzufinden. Boia stellt fest, dass eine rumänische Kultur gar nicht existiere – was den vorherigen 100 Seiten widerspricht, denn worin sollten dann die Minderheiten assimiliert werden? –, da die rumänische Bevölkerung zu bäuerlich sei, um eine solche überhaupt zu haben: „Ein rumänisches Kulturmodell hat es nicht gegeben und konnte es auch nicht geben, denn der autochthone Hintergrund einer ländlichen Kultur konnte kein Ensemble kultureller und sozialer Normen erhalten.“ (S. 89) Den lokalen Nationalismus findet der Autor „erschreckend“ (S. 92) – und zwar, was der Autor verschweigt, in dem Land, in dem keine nationalistische Partei im Parlament sitzt und in dem die Zustimmung zur EU eine der höchsten in Europa ist. Die Rumäninnen und Rumänen sollten, so die oberlehrerhafte Lösung, „aufhören ‚rumänisch‘ zu denken“, sondern besser „europäisch“ (S. 92). Die Wahl des Siebenbürger Sachsen Klaus Johannis als Mitglied einer ethnischen Minderheit zum Staatsoberhaupt ist für ihn nur eine Episode, die sich eher gegen die politische Klasse richtet – eine Episode allerdings, die freilich dem vom Autor über hundert Seiten konstruierten Szenario einer über die Jahrhunderte strukturell xenophoben Gesellschaft widerspricht.

Boia, dessen Bücher in Rumänien Bestseller sind, liefert eine zornige Abrechnung mit der rumänischen Nation. Freilich darf auch ein etablierter Intellektueller ein Streitbares, auch emotionales Buch in seinem Gesamtwerk anbieten, um lebhaftere, produktive Debatten anzuregen, was aus dem Schongang heraus nicht immer möglich ist. „Wie Rumänien rumänisch wurde“ ist allerdings zu extrem, um diesen Effekt noch haben zu können. Die forcierte Europäisierung sei, so Boia, der einzig gangbare, alternativlose Weg, um das verderbliche Konstrukt der Nation abzuwickeln. Wer Rumäninnen und Rumänen sowie ihre Enttäuschung über die nicht eben rasante Modernisierung ihres Landes kennt, wird wohl amüsiert feststellen, dass das im Kern ein sehr rumänisches Buch ist, das viele Aspekte der Mentalität abbildet, die seit den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts bis in die Gegenwart zu beobachten ist, darunter vor allem das beschädigte Verhältnis zur eigenen Nation.

Polemik hin oder her: Wer das Buch etwas ernster nehmen will, der muss feststellen, dass mit dem hier zelebrierten Destruktivismus eine rote Linie überschritten wurde. Dieses Buch ist obsolet, denn es schockt kaum jemanden in heilsamer Weise, dass Rumänien multiethnischer Herkunft ist (was ja auch der getisch-dakische/römische Gründungsmythos und der slawische Kultur- und Spracheinfluss belegen) oder ihre Nation, ebenso wie jede andere, ein Elitenkonstrukt des 19. Jahrhunderts darstellt. Dieses Buch beleidigt nur. Es ist schade um die Aufmerksamkeit im In- und Ausland, die Bücher wie dieses durch ihre simpel gestrickte Provokation und ihre durch und durch ideologisierte Weltsicht erhalten. Diese wäre zweifellos besser investiert in einige der ausgezeichneten Geschichtsdarstellungen jüngerer rumänischer Historikerinnen und Historiker, die tatsächlich zur Neuschreibung der Nationalgeschichte konstruktiv beitragen.

ALBERT WEBER

Regensburg

Eliten im Vielvölkerreich. Imperiale Biographien in Russland und Österreich-Ungarn (1850–1918)

Hrsg. von Tim Buchen und Malte Rolf. Berlin, Boston: De Gruyter Oldenbourg, 2015. X, 411 S., 25 Abb. = Elitenwandel in der Moderne, 17. ISBN: 978-3-11-041602-2.

Der vorliegende Sammelband vereint in sich gleich einen zweifachen Mehrwert für die neuere Biographieforschung zu imperialen Eliten. Einerseits dokumentieren die Herausgeber damit eines der wesentlichen Ergebnisse ihres eigenen Forschungsprojektes (*Imperiale Eliten*, 2009–2015). Die an den Beginn gestellte ausführliche und theoretisch

fundierte Diskussion (S. 3–35) greift dabei nicht nur auf die erzielten Ergebnisse zurück, sondern bereichert diese um die hier zusammengestellten 17 Fallstudien. Zum anderen bietet der gewählte diskursive Austausch für die Herausgeber in der übergreifenden Analyse imperialer Eliten auch die wichtige Möglichkeit, auf die Expertise anderer Forscherinnen und Forscher zurückzugreifen. Anders wäre eine sich über derart große wie politisch-gesellschaftlich heterogene Räume spannende Vergleichsstudie kaum seriös zu stemmen gewesen. Dass gerade dieses Thema mehr als andere den offenen Zugang aus vielen Perspektiven benötigt, wird hier mit sichtbarem Erfolg nachgewiesen.

Methodisch wie inhaltlich stellt der Band daher eine wichtige Bereicherung der Forschungslandschaft auf dem Feld von Imperien und ‚ihren‘ Eliten dar. Trotz der jeweils unterschiedlichen Zugangsweisen (im Hinblick auf die Ausgangslage, vorhandene Literatur und die differenzierte Einbeziehung von Archivquellen) in den einzelnen Beiträgen geht doch der gemeinsame, von den Herausgebern dezidiert eingeforderte Ansatz nicht verloren: Imperien als „Erfahrungs-, Vorstellungs- und Erwartungsräume“ (S. 5). Dem Studium der Eliten kommt dabei methodisch eine zentrale Aufgabe zu. So lässt sich über die „berufliche und private Selbstverortung“ (S. 19) der betrachteten Eliten ein Einblick in den steten Wandel und die lange Zeit in der national orientierten Historiographie unterschätzte Anpassungsfähigkeit der Imperien gewinnen, aber ebenso eine nötige Ausgangsbasis für den Vergleich zwischen den Herrschaftsräumen herstellen. Dementsprechend gruppieren TIM BUCHEN und MALTE ROLF die Fallstudien in vier unterschiedliche Kategorien, die sich methodisch vergleichsweise gut voneinander abgrenzen lassen und trotzdem keine strikten Differenzierungslinien vorgeben: „Staatsbeamte“, „Militärische und politische Eliten“, „Experten und Unternehmer“ sowie „Intellektuelle und Akademiker“. Die Herausgeber betonen, dass die letztgenannte Gruppe in besonderer Weise durch ihre große Heterogenität auffällt und sich durch eine höhere Intensität an kritischer Reflexion des eigenen Imperiums auszeichnet (S. 22). Diese Feststellung ist wenig verwunderlich und ergibt sich zum Teil schon aus der vergleichsweise (zu Militärs und Beamten) ‚geringeren‘ institutionellen Bindung dieser Elite an das Imperium.

Die Elitengruppen spiegeln insgesamt vier gleichzeitig existierende Realitätsebenen wider, ohne sich jedoch grundsätzlich gegeneinander ausschließen zu müssen. Alle übten auf ihre Art Kritik (etwa S. 94, 142) und bewiesen in ihrem Handeln zugleich dem jeweiligen Reich gegenüber weitgehende Loyalität. Merkliche strukturelle Differenzen zwischen den Elitengruppen zeichneten sich hingegen nach 1918, nach dem Zerfall der Imperien, ab. Auch wenn etwa Intellektuelle ihre Schwierigkeiten haben mochten, sich der neuen Situation nach dem Ersten Weltkrieg anzupassen und manche (wie etwa Joseph Roth) in ihrem persönlichen Lebensentwurf daran scheiterten, so war diese spezifische Elite durch den Zerfall zumeist weit weniger getroffen. Vielfach ließ sich die bisherige politische Haltung dieser Intellektuellen und Akademiker (wohl auch der Experten und

Unternehmer) unmittelbar in die nationale Politik der Nachfolgestaaten umsetzen (vgl. den Beitrag von JAN SURMANN über T. G. Masaryk). Hochgestellte Beamte oder Militärs konnten das nur in den wenigsten Fällen.

Der Band dokumentiert darüber hinaus schon im Titel vorhandene Lücken in der Erforschung kontinentaler europäischer Imperien. So findet sich darin nur ein Beitrag, der auf das Osmanische Reich fokussiert (CHRISTOPH HERZOG über den osmanischen Bankier Yorgo Zarifi). Das mag mit einer schwierigen Tradition der türkischen Geschichtswissenschaften zu tun haben, sicher jedoch ebenso mit einer Vernachlässigung dieses Imperiums in der mitteleuropäischen Forschungslandschaft. Zurecht kann Herzog in diesem Zusammenhang von einer deutlichen „Fragmentierung der scientific community“ sprechen (S. 289). Zugleich führte gerade eben die in den letzten Jahren, wengleich zögerlich, voranschreitende Neubewertung des Osmanischen Reiches überhaupt erst zu einer Sichtbarmachung von imperialen Lebensläufen (wie jenem des Yorgo Zarifi) in einer bislang weitgehend national geprägten Forschungstradition (S. 307).

Besonders aufschlussreich ist der in der Konzeption angelegte direkte Vergleich von Eliten so verschieden strukturierter Imperien wie jenem des Habsburger- und des Russländischen Reiches, wie das beispielhaft die Analysen von ULRICH HOFMEISTER („Der Halbzar von Turkestan“) und MARION WULLSCHLEGER („Gut österreichische Gesinnung“) zeigen. Während es im Falle des russischen Gouverneurs von Turkestan um die Erschließung einer neuen Region für das Reich geht und sich dabei eine größtmögliche Selbständigkeit der militärisch-geformten Verwaltungselite (an ihrer Spitze der Gouverneur Kaufman) etabliert, zeigt sich bei den Statthaltern im österreichischen Triest ein gänzlich anderer Spielraum. Hier sehen es die zivilen Spitzenbeamten als ihre genuine Aufgabe, die Integration der lokalen Bevölkerung in das Habsburgerreich und seine Staatskonzeption voranzutreiben und dabei gleichzeitig den geänderten Umständen fortschreitender Nationalisierung Rechnung zu tragen.

Selbst die nahezu unumschränkte Herrschaft des zaristischen Gouverneurs von Turkestan konnte die Wertigkeit Turkestans innerhalb der russischen Eliten nicht gänzlich aufheben. Krieg und Eroberung galten im expansiven Russland des 19. Jahrhunderts als unbestrittenes Prestigezuteilungsmittel, weit mehr als verwaltungstechnische Erfolge. Allerdings waren westlicher gelegene Schauplätze dafür allemal besser geeignet (S. 71). Im habsburgischen Triest hingegen hatte die Umsetzung des Staatsgedankens als zentraler Baustein der Reichsintegration durch die Statthalter einen dem Persönlichen sichtbar übergeordneten Stellenwert, der allerdings die Kritik am Herrscherhaus nicht von vornherein ausschloss (S. 94 f.).

In der Analyse der Ebene von militärischen Eliten ergeben sich hinsichtlich der beruflichen Aufstiegsmöglichkeiten deutliche Ähnlichkeiten. Zumal – wie das Beispiel Kaufmans in Turkestan zeigt – beide Kategorien eng beieinander stehen. Sowohl der schwedisch-finnische General Mannerheim (vgl. BRADLEY D. WOODWORTH: „The

Imperial Career of Gustaf Mannerheim““) als auch der Banater ‚Grenzer‘ Trajan Doda (IRINA MARIN: „Reforming the Better to Preserve“) profitierten vom Milieu des Imperiums, das ihnen ausreichend Raum für den sozialen Aufstieg bot. Das Imperium stützte nicht nur die Mobilität (seiner Militärs und Beamten), sondern forderte dies geradezu als selbstverständlich ein (vgl. dazu auch den Beitrag von CHRISTOPH AUGUSTYNOWICZ über die Familie von Oskar Halecki). Wie schon bei den Beamten wird erst im Vergleich die strukturelle Differenz beider Imperien sichtbar und für die Biographien zum zentralen Moment. Beide Generäle sind dem Herrscher gegenüber unbedingt loyal und stammen zudem aus einer ethnischen Minderheit des Reiches, Mannerheim war schwedischer Finne und Doda ungarischer Rumäne. Im besonderen Kontext Transleithaniens und des vormaligen Militärbanats nimmt sich der Rumäne Doda mit Erfolg der politischen Sache der rumänischen Bevölkerung in der ungarischen Reichshälfte an. Das war für einen Offizier dieser Zeit keine Selbstverständlichkeit und an sich unüblich (S. 363), allerdings scheint im Falle Dodas der ‚Grenzer-Status‘ eine entscheidende Rolle gespielt zu haben. Damit widerlegt Irina Marin klar die gängige Annahme des vermeintlich *per se* unpolitisch agierenden Offiziers in der k. u. k. Armee. Die Sondersituation Dodas und seiner ausgeprägten Grenzer-Mentalität hat seine persönliche Entwicklung sicherlich gestützt, während Mannerheim – ganz im Kontext der russländischen Eliten – demokratischen Modernisierungskonzepten bis zum Lebensende skeptisch begegnete (S. 153).

Bei der Analyse unternehmerischer Biographien mag man sich zurecht die Frage stellen, ob es sich hier tatsächlich um imperiale Eliten handelt, vor allem weil die wirtschaftlichen Vernetzungen (und die Mobilität dieser Elite) vordergründig seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schon weit über die Grenze des Imperiums hinausgehen und sich schrittweise internationalisierten. KLEMENS KAPS weitet jedoch diese Sichtweise in seinem Beitrag („Zwischen unternehmerischen Interessen, Arbeit für die Nation und die Politik für das Reich“) und weist auf einen zentralen Moment in den ausgewählten Biographien hin: die Verschneidung zwischen wirtschaftlicher und politischer Sphäre. Beide – sowohl Stanislaw Szczepanowski als auch Edmund Zieleniewski – agierten nicht nur als loyale Untertanen ihres Kaisers, sondern sie beteiligten sich über ihre wirtschaftliche Tätigkeit hinaus mit großem Engagement an Modernisierungsprojekten ihres Kronlandes. Sie werden damit – so Kaps – geradezu zu einem integralen Bestandteil der galizischen Öffentlichkeit (S. 267) und sind somit Teil einer reichsweit tätigen Elite, die das Kronland durch ihre Handlungen enger an das Reich als Ganzes heranführen möchte (S. 285). Als Außenseiter im weitgehend agrarisch geprägten Galizien nutzen beide Unternehmer das Modernisierungspotential als Vehikel für ihre ökonomischen Ziele, wohingegen sie im nationalen Diskurs ihr „soziale[s] und politische[s] Handeln“ zu begründen suchten (S. 288).

Insgesamt verdeutlichen die Darstellungen des vorliegenden Sammelbandes, dass sich für die imperialen Eliten, gewissermaßen als Zeitgenossen, Nationalismus als politische Strömung einerseits und eine staatsloyale Beziehung zum supranational verfassten Reich andererseits keineswegs als zwingende Gegensätze ausschlossen (S. 300). Ganz im Gegenteil, beide gingen in ihrer Gleichzeitigkeit eine hoch komplexe Beziehung ein (S. 295), die von vornherein keinen geradlinigen Verlauf zugunsten eines Konzeptes kannte. Die ansonsten vielfach der Vormoderne zugeschriebene Eigenschaft von Mehrfachidentitäten, die für den Verlauf des 19. Jahrhunderts seitens der historischen Forschung zumeist nur noch den agrarisch dominierten Schichten zugestanden wurde, scheint auch für die Eliten dieser Epoche in vielen Fällen zuzutreffen.

Einmal abgesehen von den inhaltlich überaus bereichernden Beiträgen dokumentiert der Sammelband zum Elitenwandel in der Moderne den anhaltenden Paradigmenwechsel im Hinblick auf die Einschätzung von Imperien, die unbedingte Notwendigkeit weiterer kooperativ angelegter Vergleichsstudien sowie die eigene, das heißt gegenwärtige gesellschaftliche Verfasstheit, die sich zunehmend kritisch mit dem Konzept des Nationalstaates auseinandersetzt.

KURT SCHARR

Innsbruck

James E. Casteel

Russia in the German Global Imaginary. Imperial Visions and Utopian Desires, 1905–1941

Pittsburgh: University of Pittsburgh Press, 2016. XI, 251 S. = Pitt Series in Russian and East European Studies. ISBN: 978-0-822-96411-7.

2005 erregte der Publizist und Historiker Gerd Koenen mit seiner Studie *Der Russland-Komplex* über das zwischen Faszination und Feindschaft oszillierende Verhältnis ‚der‘ Deutschen zu Russland bzw. der Sowjetunion in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts einiges Aufsehen. Der kanadische Historiker James E. Casteel widmet sich ebenfalls den deutschen Wahrnehmungen der osteuropäischen Großmacht in diesem Zeitraum. In den vergangenen Jahren hat er einige instruktive Aufsätze zu diesem Themenfeld vorgelegt. In bewusster Abgrenzung von Koenens Annahme einer deutsch-russischen Sonderbeziehung untersucht Casteel seinen Gegenstand vor dem Hintergrund deutscher Selbstwahrnehmungen im imperialen Zeitalter, verortet ihn also allgemeiner in den internationalen Beziehungen der Zeit. Damit leistet er – ohne diese Frage abschließend zu beantworten – einen wichtigen Beitrag zur Einordnung des deutsch-russischen

Verhältnisses in diese Beziehungen sowie zu einer Ideengeschichte ‚westlicher‘ Vorstellungen vom ‚Osten‘.

Casteels Fokus liegt auf der Wahrnehmung Russlands als imperialer Rivale des Deutschen Reiches einerseits, als Objekt deutscher Machtentfaltung andererseits. Die Blicke deutscher Intellektueller, Aktivisten, Regierungsvertreter und Kommentatoren der russischen Verhältnisse rekonstruiert er auf der Basis von Reiseberichten, Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln, einschlägigen Archivbeständen, fiktionaler und Fachliteratur. Geprägt von historischen Wahrnehmungsmustern, aber selbst Gegenstand von Veränderungsprozessen, beschreibt Casteel die Äußerungen über Russland als „imaginings“, als Vorstellungen, die „den Deutschen“ als Mittel der eigenen Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Moderne dienten. Eigene Erwartungen wurden darin gleichermaßen deutlich wie Befürchtungen und Ängste, jeweils mit der eigenen Niederlage im Ersten Weltkrieg und mit der Oktoberrevolution als Ausgangspunkt. Letztere konnte gleichermaßen als Bedrohung wie als Modell interpretiert werden, gerade vor dem Hintergrund der eigenen Revisionspolitik gegenüber dem durch die Pariser Vorortverträge geprägten politischen System im Europa der Nachkriegszeit.

Casteel entfaltet seine Untersuchung in sechs grob chronologisch aufeinanderfolgenden Kapiteln, die zur Hälfte auf früheren eigenen, in Form von Aufsätzen publizierten Forschungsergebnissen beruhen. Zunächst widmet er sich den ideengeschichtlichen und kulturellen Wurzeln der Russlandwahrnehmung seit der Frühneuzeit. Dem intellektuellen Diskurs im 19. Jahrhundert ist dann ein eigenes Kapitel gewidmet, dessen Pole die Konzepte „Nationalstaat“ und „Reich“ bilden. Zwei Drittel des Buches widmen sich also den Vorbedingungen für den im Titel formulierten eigentlichen Untersuchungszeitraum, die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts. Im dritten Kapitel untersucht der Autor die deutsche Wahrnehmung der Ansätze zur Wandlung Russlands vom Agrar- zum Industriestaat vor dem Ersten Weltkrieg, besonders am Beispiel Sibiriens. Diesem Raum widmet er sich im fünften Kapitel erneut, dann mit Fokus auf die Zwischenkriegszeit. Dazwischen geht er allgemeiner auf Berichte deutscher Reisender aus dem Zeitraum ein. Interpretationsfolie sind in diesen Abschnitten die Konzepte Modernisierung und (stärker) Kolonisierung. Abschließend untersucht Casteel die Rolle der Russlanddeutschen bzw. „ethnic Germans in the Soviet Union“, vor allem vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Debatten um den Volksbegriff und der propagandistischen Unterfütterung der Expansionspolitik NS-Deutschlands.

Methodisch orientiert der Autor auf das Konzept einer Verflechtungsgeschichte hin, das er auf zwei Ebenen anwendet. In erster Linie bezieht er es natürlich auf die Rolle Russlands in der Selbstwahrnehmung und -verortung Deutschlands im untersuchten Zeitraum. In zweiter Linie geraten zudem, analog zur zeitgenössischen Interpretation, immer wieder die Vereinigten Staaten von Amerika in den Blick – Russlands Expansion im Fernen Osten wird mit derjenigen der USA im „Wilden Westen“ parallelisiert.

Untersuchungen dieses Phänomens sind in jüngerer Zeit zwar in größerer Zahl veröffentlicht worden. In der Analyse ihrer Bedeutung für das deutsche Selbstbild gerade angesichts der neu zu definierenden eigenen politischen Stellung in Europa nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg kann Casteel aber interessante Beobachtungen beitragen. Nach dem zunächst gescheiterten Ausgriff auf das russisch-sowjetische wurde ein eigenes „kontinentales Empire“ imaginiert, das die wirtschaftlichen Herausforderungen nach der Kriegsniederlage würde kompensieren und die neuen politischen Verhältnisse würde revidieren helfen. Von der Forschung wurden solche Ambitionen mit Fokus auf dem ostmittel- und südosteuropäischen Raum bereits intensiv untersucht – der Begriff ‚Mitteleuropa‘ erfuhr hier in der Zwischenkriegszeit eine spezifische Ausprägung, die vor allem eine deutsche wirtschaftliche, aber auch politische Vorherrschaft in der Region transportierte. An entsprechende Konzepte konnte der Nationalsozialismus dann ideell und praktisch anknüpfen. Casteel erweitert die Diskussion um den Blick auf Sibirien, mit dem, wie er überzeugend darstellt, trotz der großen räumlichen Entfernung ganz ähnliche Gedanken verbunden wurden. Als Beispiel analysiert er u. a. verschiedene Memoranden von Wirtschaftsvertretern und Kommentatoren aus den zwanziger Jahren, die Sibirien, teilweise unter Rückgriff auf Überlegungen aus der Zeit um die Jahrhundertwende, als das „Land der Zukunft“ priesen und auf schier unendliche Bodenschätze sowie Entwicklungsmöglichkeiten verwiesen – die sprichwörtlichen „unbegrenzten Möglichkeiten“ sahen Zeitgenossen nicht nur im Westen des nordamerikanischen, sondern auch im Osten des asiatischen Kontinents. Diese Möglichkeiten für Deutschland zu nutzen, forderte u. a. der Wirtschaftshistoriker Hans-Jürgen Seraphim in seiner Königsberger Dissertation aus dem Jahr 1923, der sich später wie seine Brüder Hans-Günther und besonders Peter-Heinz Seraphim dem NS-Regime andiente.

Das Engagement von Baltendeutschen wie den Seraphims in diesen Kontexten verweist auf die ambivalente Rolle der „Volksdeutschen“ oder „ethnic Germans“, die Casteel an verschiedenen Stellen seines Buches eingehend untersucht. Gedanken eines „Kulturgefälles“ zwischen West und Ost sowie einer deutschen „Zivilisierungsmission“ tauchen als topische Elemente im deutschen Blick auf Russland auch hier auf, mit den deutschen Siedlungen als „Entwicklungskernen“ auch und gerade in Sibirien. Eine direkte Linie zur Lebensraumpolitik NS-Deutschlands will Casteel hier (zurecht) nicht ziehen, bildeten die damit zusammenhängenden Autarkiegedanken doch ein typisches Element in den kolonialen und imperialen Diskursen der Zeit. Gleichwohl ist die Rolle der „Volksdeutschen“ in der NS-Politik doch ein spezifisches Phänomen mit vielen Facetten, die von Gedanken einer Etablierung als Subjekte deutscher Machtentfaltung, wie sie etwa im Ostministerium von Alfred Rosenberg entwickelt wurden, hin zur „Heimkehr ins Reich“ à la Heinrich Himmler reichten. Casteel verknüpft die von der NS-Propaganda ausgeschlachtete Opferrolle der Russlanddeutschen mit der Hetze gegen die jüdische Bevölkerung, wobei seine ideengeschichtlich angelegte Untersuchung teilweise der Gefahr

erliegt, die Repressionen gerade durch die Stalin'schen „Säuberungen“ nur als Anlass für die darauf beruhenden Wahrnehmungsmuster zu deuten und das tatsächliche Leiden der Betroffenen beiseite zu schieben. Überhaupt wäre in einem weiteren Schritt stärker nach den Wechselwirkungen zwischen (publizierter) Wahrnehmung und konkreter politischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Entwicklung in den deutsch-russischen Beziehungen der Zeit zu fragen. Casteels Studie liefert dafür wertvolle Anregungen.

MARTIN MUNKE

Dresden

Stephen J. Cimbala

War Games. US-Russian Relations and Nuclear Arms Control

Boulder, CO, London: Lynne Rienner Publishers, 2017. IX, 277 S., 15 Tab., 21 Graph. ISBN: 978-1-62637-619-9.

Die Begriffe *war games* (das Durchspielen von Kriegsszenarien) und *arms control* (Rüstungskontrolle im Sinne einer internationalen Rüstungssteuerung) wecken gegensätzliche Assoziationen: hier Krieg und dort das Bemühen, die Rüstungen der Kontrolle zu unterwerfen, um Krieg zu verhüten. Tatsächlich jedoch ist beides aufeinander bezogen. Wer den Krieg abwenden will, muss die Möglichkeiten seines Ausbruchs und seiner Durchführung kennen. Sich davon im Verhältnis zur UdSSR ein realitätsgerechtes Bild zu machen, war im Zeitalter des Kalten Krieges vergleichsweise einfach. Die westliche Seite stand einem geschlossenen Lager gegenüber, dessen Rüstungen hinreichend bekannt waren, so dass sich einschätzen ließ, welche Kriegsgefahren bestanden und folglich der Eliminierung bedurften. Und zugleich kannte man auch im Kremel die militärischen Fähigkeiten der USA, um umgekehrt an deren Neutralisierung interessiert zu sein. Die entscheidenden Faktoren waren auf beiden Seiten die Kernwaffen, bei deren Einsatz eine Eskalation bis zur totalen nuklearen Vernichtung drohte. Vor diesem Hintergrund hielten es die Rüstungskontrollbefürworter im Westen für möglich, mit dem sowjetischen Feind zu einer Übereinkunft über kooperative Rüstungssteuerung zu gelangen, die eine wechselseitige Abschreckung vom Krieg bewirken und die Situation im Krisenfall stabilisieren würde. Die Führung in Moskau war bereit, über entsprechende Schritte zu sprechen. Unklar blieb freilich, inwieweit sie auch die gleichen Ziele verfolgte.

Die Lage hat sich – das ist Cimbala's Thema – seither von Grund auf geändert, so dass sich die Frage stellt, wie Rüstungskontrolle weiter erfolgreich betrieben werden kann. Das liegt nicht nur daran, dass an die Stelle des klaren Systemkonflikts zwischen zwei alles dominierenden Nuklearmächten eine multipolare Konstellation getreten ist, in der die

Staaten mit Kernwaffen höchst unterschiedliche, vielfach nicht unbedingt nur defensiv ausgerichtete Ziele verfolgen, so dass es für die Aufrechterhaltung der internationalen Stabilität kein einheitliches Rezept gibt. Die Herausforderung vergrößert sich auch dadurch, dass, wie Cimbala zustimmend zitiert, die Kernwaffen ein Erbe des 20. Jahrhunderts sind, und es inzwischen vor allem um *cyber security*, also um den Schutz vor Angriffen aus dem digitalen Netz, geht. Um diesen Schutz zu gewährleisten, sind – ohne Beeinträchtigung der Abschreckungs- und Krisenstabilitätsanforderungen im nuklearen Bereich – neuartige, bisher noch kaum konzipierte oder gar getestete Maßnahmen nötig. Das gilt umso mehr, als die Einsatzfähigkeit der Kernwaffen, auf der *arms control* nach wie vor beruht, durch gelingende *cyber attacks* beeinträchtigt oder sogar völlig ausgeschaltet werden kann. Derartige Angriffe lassen sich besonders schwer bekämpfen, weil die attackierte Seite sie zumeist erst dann bemerkt, wenn die Wirkung bereits eingetreten ist, und der Urheber sich verbergen kann, so dass er erst nach langer Nachforschung oder auch überhaupt nicht festgestellt werden kann. Die Lösung dieses fundamentalen Problems wird umso dringlicher, je mehr Akteure – und das könnten eines Tages auch nicht-staatliche Täter, etwa Terroristen sein – sich Fähigkeiten zum *cyber attack* verschaffen und je raffinierter die dabei gewählten Strategien werden.

Die Überlegungen des Buches betreffen vor allem das Verhältnis der USA zu Russland, das nach einer kurzen Phase der politischen Annäherung in der Ära Putin so wie früher in der Periode des Kalten Krieges als Widersacher des Westens in Erscheinung tritt. Cimbala folgt dabei – anders als seine Hinweise auf die völlige Neuartigkeit der heutigen Situation erwarten lassen – weithin den alten Vorstellungen von *arms control*. Mit besonderem Nachdruck macht er geltend, dass das jetzige Russland sich nicht so wie die vorausgegangene Sowjetunion in auseinander strebende Einzelteile zerlegen dürfe, denn es sei zu erwarten, dass der Verlauf dann weniger geordnet und friedlich wäre. Es wäre dann damit zu rechnen, dass die Konflikte auch die in den verschiedenen Gebieten der Russischen Föderation gelagerten Kernwaffen erfassen würden – mit weltweiten Folgen. Ein weiterer Punkt der Darstellung betrifft das nuklear aufrüstende China: Cimbala hält es für dringend erforderlich, dieses als neue Großmacht mit expansiven Ambitionen in das Geflecht der amerikanisch-russischen Rüstungskontrollverträge einzubeziehen. Damit verbindet sich augenscheinlich die Hoffnung, dass die damit hergestellte Gemeinsamkeit der künftig drei großen Kernwaffenmächte die anderen nuklear gerüsteten Staaten im Zaum halten wird. Die Erfahrung, dass Kims Nordkorea sich bei seinen Drohgebärden wenig von Peking hereinreden ließ, war noch nicht gemacht worden, als Cimbala seinen Text zum Druck gab.

Als neuartige Probleme, die es zu lösen gilt, werden diskutiert: die sich im Kontext der in Gang befindlichen nuklearen Modernisierungen stellenden Themen, die Einbeziehung Chinas in das Geflecht der Rüstungskontrollverträge, die Handhabung nuklearer Krisen und das Vorgehen beim möglichen Ausbruch eines Nuklearkrieges. Weiterhin wird die

Frage gestellt, ob bzw. inwieweit die Konzepte der Minimalabschreckung und der Raketenabwehr mit den Zielen der *arms control* vereinbar sind. Ausführungen gelten auch den Fragen, ob die – häufig geforderte – weltweite Abschaffung der Kernwaffen realisierbar ist, ob die Rolle der taktischen Nuklearsysteme positiv oder negativ ist, wie die Chancen zur Verhinderung einer weiteren Verbreitung von Kernwaffen stehen und wie sich geographische Faktoren auf das Rüstungskontrollmanagement auswirken. Das Buch endet mit einem Blick auf die Erwartung, die maßgebliche Experten in Bezug auf die weitere Entwicklung hegen.

Allen Ausführungen sind Fußnoten beigegeben, die detailliert auf einschlägige Publikationen verweisen. Dazu kommen eine umfangreiche Bibliographie und ein genaues Sachregister. Insgesamt bietet das Buch eine hervorragende Möglichkeit zur Einarbeitung in die Probleme der *arms control*, die sich nach dem Ende der Periode des Kalten Krieges neu stellen.

GERHARD WETTIG

Kommen

Benjamin Conrad

Loyalitäten, Identitäten und Interessen. Deutsche Parlamentarier im Lettland und Polen der Zwischenkriegszeit

Göttingen: V&R unipress, 2016. 218 S., 18 Abb., 14 Tab. ISBN: 978-3-8471-0562-6.

In der Debatte über die Loyalität deutscher Minderheiten in Ostmitteleuropa während der Zwischenkriegszeit werden oft die ethnischen Kollektive verabsolutiert, statt dass nach integrativen und desintegrativen Faktoren gefragt und der Blick auf einzelne Strömungen, Gruppen und prägende Persönlichkeiten gerichtet wird. Damit könnten nicht zuletzt auch mögliche Wandlungen der Identifikation mit dem Staat in diesen beiden Jahrzehnten erfasst und analysiert werden. Mit einem solchen Ansatz vergleicht Benjamin Conrad in seiner Studie – dem Ergebnis eines umfassenden, in Mainz durchgeführten Projekts – die Loyalitäten und Politikfelder der deutschen Parlamentarier in Polen und Lettland. In beiden benachbarten Staaten bestanden bis Mitte der dreißiger Jahre Vertretungen deutscher Abgeordneter, die deutsche Minderheit wies bei eher ungewollter Zugehörigkeit jeweils die gleiche prozentuale Größe auf, litt unter ähnlich starker Abwanderung und hatte im jeweiligen Vorgängerstaat die herrschende Oberschicht gebildet. Beide Staaten erlebten 1918 den schnellen Ausbau demokratischer Systeme, die allerdings bald zusammenbrachen – in Polen 1926 bis 1930 allmählich, in Lettland 1934 auf einen Schlag.

Unter Loyalität versteht der Autor nicht eine generell positive Grundhaltung gegenüber dem Staat, sondern die Unterordnung unter die herrschenden Verhältnisse und den Verzicht auf deren gewaltsame Veränderung – nicht zu verwechseln mit Patriotismus. Die eng mit dem Konzept der Nationalität verknüpften Identitäten waren vielschichtig – so gab es auch „hybride Loyalitäten“ zwischen eigener Volksgruppe und dem Staat, vor allem im Zuge des aufkommenden Nationalsozialismus. Zur Untersuchung der Identitäten analysiert der Verfasser die parlamentarischen Reden hinsichtlich ihres Selbstverständnisses bei Parlamentswahlen, bei den Wahlen innerhalb der Legislative und Exekutive sowie in vorrangigen Politikfeldern.

Nach knappen Einführungen diskutiert er erst für Lettland, dann für Polen zunächst das jeweilige deutsche Parteiwesen, die Beteiligung in den Parlamenten und deren Präsidien sowie das Verhalten bei Präsidentenwahlen und Regierungsbildungen. Anschließend werden die parlamentarischen Erörterungen der Loyalitätsfrage behandelt sowie die Befassung der deutschen Abgeordneten mit den Politikfeldern Schulwesen, Sprachenfrage/Kulturautonomie, Agrarwesen und kirchliche Angelegenheiten.

Für die deutschen Abgeordneten gab es mehrere Möglichkeiten, in den Parlamenten Lettlands zu sprechen: von der freien Wortmeldung zu einem Tagesordnungspunkt über die Rede als Gesetzesreferent, ferner als Mitglied des Parlamentsvorstands bis hin zur Rede als Regierungsmitglied. Nach den Befreiungskriegen 1918/1919 ging es bis 1923 um die Bewahrung von Rechten, wobei die deutschen Abgeordneten überwiegend defensiv agierten. Dem folgte eine sechsjährige Phase des „deutschen Aktivismus bei relativer politischer Stabilität“. Anschließend herrschte ein „defensiver Aktivismus“ vor, den 1933–1934 schwere innere deutschbaltische Auseinandersetzungen überlagerten. Seit 1918 bildeten die deutschen Parlamentarier eine Speerspitze aller Abgeordneten der Minderheiten als „primus inter pares“.

Die Repräsentanz deutscher Abgeordneter im Sejm Polens schwankte stark zwischen anfangs zwei Abgeordneten bis zu 21 in den Jahren 1928 bis 1930. Deutliche Differenzen zeigten sich von loyalen und aktivistischen Einstellungen bis zur Distanz bei Abgeordneten Pommerellens. Die deutschen Abgeordneten wurden oft nicht als Polen deutscher Nationalität, sondern als Repräsentanten des Deutschen Reichs begriffen und für die Reichspolitik verantwortlich gemacht.

Während in Lettland die deutschen Parlamentarier Vertreter einer altständischen Minderheit waren, gab es in Polen vor allem die dominierenden Abgeordneten der Grenzlandminderheiten sowie die Kolonistenminderheit. Mehrere Parlamentarier vertraten in unterschiedlicher Ausprägung revisionistische Ideen im Gegensatz zu Paul Schiemanns Grundsatz, dass sich Minderheitenpolitik nicht mit Irredenta verträge. Den insgesamt 1129 Wortmeldungen deutscher Abgeordneter in Lettland 1918–1934 stehen nur 155 in Polen 1919–1935 gegenüber. Während für die Deutschbalten die Zugehörigkeit zu Deutschland nach 1919 keine unmittelbare Option mehr war, existierte in Polen eine

nicht mehr integrationsbereite Gruppe um Kurt Graebe. Hinsichtlich der Entfaltungsmöglichkeiten unterschieden sich Lettland und Polen erheblich: Aufgrund der komplizierten Entstehungsgeschichte Lettlands waren die meisten politischen Akteure an einer Einbeziehung der nationalen Minderheiten interessiert, die bis zu Beginn der dreißiger Jahre auch am politischen System beteiligt waren. So wurden im Bereich der Schulpolitik Instrumente der Selbstverwaltung zugelassen, bevor bei den Letten Ideen der Nationalisierung aufkamen. Das Auseinanderfallen der Entwicklung in beiden Ländern zeigt sich besonders deutlich im Verhalten der deutschen Parlamentarier anlässlich der Jubiläen der Staatsgründung im November 1928, an denen die deutschen Abgeordneten in Lettland teilnahmen, jene in Polen dagegen nicht. Erst 1931 kam es auch in Lettland zu einem Distanzierungsprozess der deutschen Abgeordneten vom Staat. Waren Nationalstaat und Minderheitenparlamentarier aber generell an einer Integration zu beiderseitigem Vorteil interessiert, so konnte diese auch gelingen.

Die in dieser Arbeit nicht näher behandelte Außenpolitik weist im Lettland der zwanziger Jahre stabilisierende, ab 1933 hier wie in Polen aber destabilisierende Faktoren auf. Die Konzentration auf die parlamentarischen Reden und der damit verbundene Verzicht auf die Auswertung weiterer Quellen aus Nachlässen oder Partei- und Vereinsarchiven ist durchaus berechtigt – mehr erlaubten die Rahmenbedingungen des Gesamtprojekts offenbar nicht. Die akribische statistische Auswertung der gedruckten Stenogramme beider Parlamente aber ist von erheblichem Wert, können doch damit erstmals zahlreiche Daten und Fakten verifiziert werden, die in der früheren Forschung notgedrungen unvollständig oder teilweise auch fehlerhaft waren. Blieb man Jahrzehnte lang auf Zeitungsquellen, Nachlässe und Berichte der überlebenden Beteiligten mit all ihren subjektiven Unsicherheitsfaktoren angewiesen, so bietet die vorliegende Studie nun eine objektive und verlässliche Grundlage sowohl im wertvollen statistischen Anhang als auch im aufschlussreichen Abbildungsteil. Die Analyse in sinnvoller Konzentration auf begrenzte Fragestellungen und besonders der statistische Anhang eröffnen der künftigen Forschung den Weg, Untersuchungen sämtlicher Parlamentarier aller Minderheiten vorzunehmen, was bislang nur für Russen in Lettland begonnen wurde. In diesem Zusammenhang wäre auch die Tätigkeit in den Ausschüssen einzubeziehen. Damit gibt diese verdienstvolle Arbeit Anregungen für eine weitergehende, auch vergleichende Erforschung der Loyalitäts- und Identitätsproblematik nationaler Gruppen in der Zwischenkriegszeit.

MICHAEL GARLEFF

Oldenburg

Protestanten und Altgläubige – Juden und Muslime. Die ethno-konfessionelle Struktur der russländischen Unternehmerschaft vor 1914

Hrsg. von Dittmar Dahlmann, Klaus Heller und Jurij A. Petrov. Essen: Klartext, 2015. 462 S. = Migration in Geschichte und Gegenwart, 8. ISBN: 978-3-8375-1389-9.

In diesem Sammelband blicken 16 deutsche sowie russische Historikerinnen und Historiker auf die Geschichte der russländischen Unternehmerschaft im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Im Fokus steht dabei besonders die zweite Hälfte des 19. und der Beginn des 20. Jahrhunderts, als sich in Reaktion auf die Niederlage im Krimkrieg (1853–1856) mit den staatlichen Reformen seit Anfang der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts unter Alexander II. (reg. 1856–1881) ausgesprochen starke gesellschaftliche Veränderungen vollzogen. Neben einer Justizreform und der Einführung von Selbstverwaltungsorganen auf Gouvernements-, Kreis- und lokaler Ebene war das Kernstück die durch die Aufhebung der Leibeigenschaft bedingte Auflösung der Gutsbesitzerwirtschaft, die erst den Raum für eine moderne Wirtschaft, sprich großgewerbliche und industrielle Unternehmen (Eisenbahn, Dampfschiffahrt, Metall-, Textil-, Ölindustrie etc.) und ein städtisches Bürger- und Unternehmertum modernen Zuschnitts schuf. Diese „Etappe“ beschleunigter sozioökonomischer Transformation in einem hochgradig multiethnischen, multireligiösen und multikulturellen Setting zu beleuchten, verspricht einiges an Erkenntnis. Dabei gehört die Frage nach Modernisierungserfolgen und -resistenten innerhalb des Reiches bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs zu den spannendsten der russländischen Geschichte, was sowohl in der Einleitung von Klaus Heller als auch in anderen Beiträgen anklingt. Spätestens seit der Perestrojka in der Sowjetunion sowie im postsowjetischen Russland erwachte wieder das Interesse an der Geschichte der eigenen „Bourgeoisie“, der die Bol'sheviki bereits 1917 weder historisch progressive Kraft noch irgendeine Zukunftsfähigkeit bescheinigt hatten.

An der wirtschaftlichen Entwicklung des russländischen Imperiums nahmen unterschiedlichste ethnische und religiöse Gruppen teil, einschließlich armenische, griechische, jüdische, muslimische, deutsche und viele andere mehr. Mit anderen Worten: Viele der Unternehmer, die in dieser Zeit aktiv waren und Einfluss ausübten, waren nicht-russischer bzw. nicht-orthodoxer Herkunft. Räumlich erstrecken sich die hier versammelten Beiträge auf verschiedene „Modernisierunginseln“ des Reiches, vornehmlich die multiethnischen, -religiösen und -kulturellen Hauptstädte St. Petersburg (Regierungssitz von 1712 bis 1918) und Moskau (Regierungssitz bis 1712 und erneut ab 1918) sowie die mittlere Wolgaregion und – mit Bezug auf die jüdische Unternehmerschaft – vor allem Gebiete im damaligen Kongresspolen, in Teilen von Belarus und der Ukraine (bzw. Südrussland). Die ethno-konfessionelle Dimension des unternehmerischen Wirkens

im russländischen Imperium umfasst die Frage nach Faktoren, welche die spezifische Entwicklung des russländischen Unternehmertums bedingten, und beleuchtet die (Miss-)Erfolge unterschiedlicher (kompakter) ethnisch-konfessioneller Gruppen und einzelner Akteure mit Blick auf ihre religiöse Prägung(en), Interessen und Interaktionen sowie kommunalpolitischen und karitativen Aktivitäten. Aus dieser Perspektive betrachtet birgt der Band eine Vielzahl von Ergebnissen, wobei ein allgemeiner, zusammenfassender Teil allerdings fehlt.

Die Beiträge des Sammelbandes, der auf eine deutsch-russische Konferenz von Anfang 2009 in Bad Honnef zurückgeht, sind anders als im russischsprachigen Pendant [*Častnoe predprinimatel'stvo v dorevoljucionnoj Rossii: Ėtnokonfessional'naja struktura i regional'noe razvitie XIX – načalo XX v.* Otv. red. Boris V. Anan'ič, D. Dal'mann i Ju. A. Petrov. Moskva 2010] nicht explizit nach ethnisch-konfessionellen Kriterien gruppiert, sondern lose aneinandergesetzt. Einige Beiträge sind Übersetzungen aus der jeweils anderen Sprache.

Im Gegensatz zu KLAUS HELLERS salopper und in Teilen am Thema vorbei formulierter Einleitung bemühen sich JURIJ A. PETROV und im Anschluss BORIS V. ANAN'IČ, den Stand der Forschung, ihre Aufgaben, Perspektiven und Voraussetzungen sowie den zeitlichen Rahmen zu umreißen. Mit Beispielen von Studien über den hervorragenden Modernisierer Sergej Ju. Witte (Finanzminister 1892–1903, Vorsitzender des Ministerrats 1905/06) und Pëtr A. Stolypin (bis zu seiner Ermordung 1909 Wittes Nachfolger) lenken sie den Blick auf die letzten Jahre der russländischen Historiographie. MATTHIAS WINTERSCHLADEN behandelt die „jungen“ Moskauer Unternehmer in Opposition zum zaristischen Regime; LUTZ HÄFNER beschäftigt sich mit unternehmerischer Interessenpolitik in Saratov als Fallstudie für die mittlere Wolgaregion. Die fünf folgenden Beiträge widmen sich jüdischen Unternehmern vorwiegend aus der Finanzwelt: GALINA N. UL'JANOVA gibt einen Überblick über die spezielle Lage – gleichzusetzen mit rechtlicher Diskriminierung – von jüdischen Kaufleuten im 18. und 19. Jahrhundert, SERGEJ K. LEBEDEV nimmt jüdische Unternehmer des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts speziell in St. Petersburg in den Blick, PAVEL V. LIZUNOV befasst sich für den selben Zeitraum mit jüdischen Kaufleuten und der Wertpapierbörse in St. Petersburg. Des Weiteren erzählt JOHANNES RASCHKA die Geschichte der Gincburgs aus Vitebsk, einer bedeutenden jüdischen Bankiersfamilie. Ein weiterer Beitrag von JURIJ A. PETROV behandelt den jüdischen Bankier Lazar' S. Poljakov in Moskau.

Ein verhältnismäßig ausführlicher Beitrag von KLAUS HELLER untersucht die Darstellung der „russischen Mentalität“ gegenüber dem „deutschen Geist“ in der russischen Literatur- und Geschäftswelt. Daran anschließend analysiert WOLFGANG SARTOR die familiären und konfessionellen Strukturen deutscher Großunternehmer in St. Petersburg. Ein recht kurzer Beitrag von ANTON JU. PETROV gibt einen Überblick über deutsche Unternehmer in der Moskauer Chemieindustrie, besonders in den Jahren

des Ersten Weltkriegs und damit über den zeitlich gesetzten Rahmen des Bandes hinaus. Zusätzlich beleuchtet Dittmar Dahlmann in einem ebenfalls kurzen Beitrag das russische und internationale Netzwerk der Familie Knoop. VALERIJ V. KEROV widmet sich den unternehmerischen Tätigkeiten der Altgläubigen, die sich Mitte des 17. Jahrhunderts von der orthodoxen Kirche abgespalteten und in Russland eine ähnlich wichtige Rolle innehatten wie die Puritaner im westlichen Geschäfts- und Wirtschaftsleben. Drei weitere Beiträge von RADIK R. SALICHOV und RAMIL' R. CHAJRUTDINOV sowie von MICHAİL K. ŠACILLO und von RADIK R. SALICHOV behandeln das muslimische (tatarische) Unternehmertum. Das orthodox-russische Unternehmertum ist ausgespart.

Obwohl die ethno-konfessionelle Struktur bzw. der anfangs von Jurij A. Petrov thematisierte religiös-nationale Faktor in der Entwicklung der russländischen Unternehmerschaft vom 19. bis zum beginnenden 20. Jahrhundert in jedem der zum Teil lesenswerten Beiträge anklingt, sind dessen Auswirkungen aus der Lektüre nur schwer zu erschließen. Die auf den Untersuchungszeitraum spezifizierten Fragen hinsichtlich der chronologischen Entwicklung der russländischen Unternehmerschaft bis 1914 bleiben unbeantwortet. Von einflussreichen Politikern wie Vitte, der die Zeit ab 1892 maßgeblich prägte und dessen Name gleich in mehreren Beiträgen fällt, ist bekannt, dass er die ungleiche Behandlung der nicht-russischen bzw. nicht-orthodoxen Religionen und Konfessionen für unangebracht hielt und die nationale Gesetzgebung zur Einschränkung jüdischer Rechte bekämpfte. In welchem Maße Juden das russländische Industrie- und Finanzbürgertum dennoch bereicherten, bleibt jedoch genauso unklar wie die Frage, inwieweit der Staat die spezifische Entwicklung des russländischen Unternehmertums durch seine Gesetzgebung bestimmten Ethnien und Religionen gegenüber behinderte. Ungeklärt bleibt auch, ob das „altgläubige Erbe“ unmittelbar einem neuen russländischen Unternehmertypus zur Geltung verhalf, der weit besser gebildet war als die vorherigen Generationen und sich daneben häufig durch ein großzügiges Mäzenatentum sowie gemeinnütziges Engagement auszeichnete, und inwieweit der religiöse Marker „altgläubig“ (in Abgrenzung zur Herkunft) überhaupt noch bis in das 20. Jahrhundert trug.

Auch die Spezifika eines nach Region bzw. städtischem (sozialem) Raum differenzierten Blicks auf die religiöse Zugehörigkeit und ethnische Identität ihrer Unternehmer bleiben nebulös. Was hatte es mit der ethnisch-konfessionellen Zusammensetzung der Unternehmerschaft in den Metropolen St. Petersburg und Moskau auf sich? Moskau war bekanntermaßen das Zentrum der russischen Altgläubigen, deren Nachkommen die „jungen“ Moskauer Unternehmer waren, die laut Winterschladen „eine tief verankerte ablehnende Haltung gegenüber der alten Staats- und Gesellschaftsordnung“ (S. 56, ähnlich auch S. 76) entwickelten. Wie Jurij A. Petrov in seinem einleitenden Beitrag und auch Valerij V. Kerov betonen, zeichneten sich die Altgläubigen traditionell durch ihre besondere Familienprägung und Religiosität aus. Welche besonderen Interessen zeichnete die altgläubig geprägte Moskauer

Unternehmerschaft gegenüber der von ihrer Struktur her internationalen und zugleich ethnisch-konfessionell heterogeneren Petersburger Unternehmerschaft aus? Winterschladens Beitrag, der zwar deutlich den besonderen russischen Entwicklungsweg zum Kapitalismus in den Visionen speziell der Moskauer Unternehmerschaft herausstellt, hinterlässt hier einen unscharfen Eindruck. Diesen kann auch Kerovs Beitrag nicht korrigieren, der, obwohl hinter Winterschladen platziert, altgläubiges Unternehmertum bereits für die Zeit des 18. und im Laufe des 19. Jahrhunderts beleuchtet. Als dritter unbeantworteter Problemkomplex bleibt die Frage nach der Gewichtung des ethnisch-konfessionellen Faktors im Unternehmertum des (späten) Zarenreichs in einer so vielfältig geprägten (Brennpunkt-)Region wie der an der Wolga. Bezogen auf die Ausgangsfragen, welche Wegstrecke das Zarenreich im Rahmen der ökonomischen Modernisierung bis 1914 zurückgelegt hatte und ob und inwieweit es (im Vergleich zu den fortschrittlichen europäischen Staaten) eine Zukunft gehabt hätte, bleibt der Sammelband zwangsläufig Antworten schuldig. Durch den Blick auf die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg wirkt das Chaos von 1917 besonders tragisch. Wer sich hier mehr erhofft hatte, sei auf den schon erwähnten russischsprachigen Band und die vielfältige anderswo erschienene Literatur der Herausgeber beider Sammelbände sowie der beteiligten Autorinnen und Autoren verwiesen (siehe das gemeinsame Literaturverzeichnis S. 405–435). Gerade auch ein mentalitätsgeschichtlich angelegter, die kulturelle Konstruktion des Unternehmers in den Mittelpunkt stellender Beitrag wie der von Klaus Heller hat durchaus das Potential, den „verqueren“, keineswegs aber zwangsläufigen Übergang vom (späten) Zarenreich zur Sowjetdiktatur zu erhellen.

MATTHIAS BÜRCEL

Oldenburg

AnOther Africa? (Post-)Koloniale Afrikaimaginationen im russischen, polnischen und deutschen Kontext

Hrsg. von Jana Domdey, Gesine Drews-Sylla und Justyna Gołębek. Heidelberg: Winter, 2016. 409 S. = Akademiekonferenzen, 23. ISBN: 978-3-8253-6616-2.

Das Forschungsparadigma der Postcolonial Studies ist mittlerweile 40 Jahre alt, wenn man Edward Saids *Orientalism* von 1978 als Ausgangspunkt versteht (so Ulrike Lindner: *Neuere Kolonialgeschichte und Postcolonial Studies, Version 1.0*, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 15.04.2011, <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.2.303.v1>, S. 3). In den Osteuropawissenschaften hat es seit der Jahrtausendwende an Einfluss gewonnen (vgl. Irma Kreiten: „*Postcolonial Studies*“ und die Osteuropawissenschaften, in: H-Soz-u-Kult, 6.3.2007,

<https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-1504>). Sind schon Untersuchungen komplex, die sich entweder mit den vielschichtigen Hegemonialbeziehungen innerhalb Ost(mittel)europas und Eurasiens befassen, die man unter dem Aspekt des Kolonialismus oder anders betrachten kann, oder die sich klassischen europäisch-überseeischen kolonialen Beziehungen widmen, so gilt dies umso mehr für den zu besprechenden Band, der die Sphären zusammenbringt.

Er vereint 15 ethnologische, literatur-, film-, kultur- und geschichtswissenschaftliche Beiträge einer Heidelberger Konferenz von 2012 zum Blick auf Afrika aus drei als solchen bezeichneten, indes weniger definierten, „Kulturräumen“ vom 19. bis zum 21. Jahrhundert. Die Aufsätze spüren jeweils spezifischen Afrika-Imaginationen im deutschen, polnischen und russischen Sprachraum nach, einige auch „diskursiven Überschneidungen“ (S. 8).

Gemäß dem in der Einleitung formulierten Ziel soll die Ausprägung der Postcolonial Studies insbesondere im Hinblick auf Alteritätsdiskurse kulturübergreifend untersucht werden (S. 7). Dazu ist der Band in vier sachthematisch-konzeptuelle Teile gegliedert, die auf Medien (Literatur, Film), Analyseebene („Mehrfachkodierte Afrika“), historische Epochen („Afrika [post-]sozialistisch“) bzw. ein Genre („Reisen mit und in der Literatur“) fokussieren. Dabei lassen sich die Beiträge nicht trennscharf den einzelnen Teilen zuordnen, was jedoch kein Manko ist.

Die Voraussetzungen, unter denen sich die Postcolonial Studies in den drei im Fokus stehenden Sprachräumen ausprägten, skizzieren die Herausgeberinnen als denkbar unterschiedlich: In Deutschland sei eine intensivere Diskussion um die eigene koloniale Vergangenheit erst spät und in etwa gleichzeitig mit dem kritischen Blick darauf entstanden (S. 8). Vom Russländischen Reich bzw. der UdSSR aus seien Erfahrungen mit nichtokzidentalen Kulturräumen im euro-asiatischen Bereich auch für die Begegnungen mit Afrika genutzt worden. Demgegenüber sei in Polen die Selbstbeschreibung vom „kolonial metaphorisierten Dominiertwerden“ (S. 8) durch die russ(länd)ischen bzw. preußisch-deutschen Nachbarn einerseits und der Verbundenheit mit eurozentristischen Diskursen andererseits gekennzeichnet gewesen.

Vor diesem Hintergrund stellen die Herausgeberinnen in Aussicht, konkurrierende wie auch übereinstimmende Selbst- und Fremdwahrnehmungen als Hegemon, Kolonisator, Kolonisierter innerhalb Eurasiens aufzuspüren, indem vielfache Deutungs- und Übertragungsansätze auf das kolonisierte Afrika berücksichtigt würden.

Beispielhaft dafür steht JUSTYNA GOŁĄBEKs Beitrag. Sie zeigt anhand der Expedition Stefan Szolc Rogozińskis und anderer nach Kamerun 1882–1885, wie Afrika als Spielplatz europäischer Mächtekonstellationen zu einer doppelten Rolle polnischer Akteure als „kolonisierte Kolonisatoren“ führte (S. 336). Vor die Wahl gestellt, seinen Einfluss in Kamerun zugunsten der rivalisierenden deutschen oder britischen Interessenten geltend zu machen, entschied sich Rogoziński für letztere (S. 347). Damit führte er, so Gołąbek,

den Kampf mit den deutschen Kolonisatoren fort. Dies ist deshalb bemerkenswert, weil er aus einer Familie deutscher Herkunft stammte (S. 329). Abgesehen davon findet Gołębek in Rogozińskis Schriften die „klassischen kolonialistischen Topoi“ des „guten Wilden“ und der „zivilisatorischen Mission“ (S. 331).

Bezogen auf das aktuelle Verhältnis Polens zu Afrika untersucht JUSTYNA TABASZEWSKA, inwieweit postkoloniale Überlegungen Eingang in fünf Reisebücher polnischer Fernsehstars („travelbrities“, S. 141) fanden. Da die europäische Kolonialvergangenheit eher ein Randthema polnischer Literatur sei, sieht sie das „kollektive Afrikabild“ in weiten Teilen von diesen Reisebüchern bestimmt. In ihnen sei der postkoloniale Diskurs jedoch weitgehend inexistent. Dieses Manko scheint angesichts ihrer grundsätzlichen Zweifel, dass diese Veröffentlichungen überhaupt auf eigener Anschauung der Autorinnen und Autoren gründen (S. 126, 141), fast zweitrangig. Als Ausnahme nennt sie die Herausgeberin der polnischen Ausgabe des National Geographic, Martyna Wojciechowska, deren Afrika-Publikation von authentischem Verantwortungsbewusstsein zeuge (S. 146). Mittels Empathie gelinge es ihr, der Bevölkerung und insbesondere den Frauen, auf deren Lebensumstände sie ihr Hauptaugenmerk richtet, ohne Überlegenheitsgefühl zu begegnen.

Eine literarische Facette deutsch-afrikanischer Geschichte analysiert CARLOTTA VON MALTZAN. Sie setzt sich mit Olaf Müllers 2000 erschienenem Debütroman Tintenpalast über die Flucht zweier Stasi-Spitzel nach Namibia und Südafrika auseinander. Afrika, insbesondere die Namibwüste, erscheint Maltzan in diesem Zusammenhang als „Schauplatz äußerer Verfremdung und innerer Verwüstung“ (S. 325) für die als Minderheitenthema empfundene Aufarbeitung der DDR-Geschichte. Dass im Roman keine eingehendere Auseinandersetzung der Protagonisten mit Afrika in Bezug auf Länder und Menschen stattfindet, kritisierten schon zeitgenössische Rezensionen zum Buch.

Singulär in seiner Perspektive ist der Beitrag SVETLANA BOLTOVSKAJAS zu subsaharischen Bildungsmigranten in Russland und der UdSSR. Nur sie rückt afrikanische Sichtweisen in den Mittelpunkt. Anhand von Interviews mit ehemaligen afrikanischen Studierenden in der Sowjetunion bzw. der Russländischen Föderation zeigt sie deren vergleichsweise geringe Vorkenntnis über den Zielstaat, insbesondere dessen multinationale Zusammensetzung und die Lebensverhältnisse, was zu Fehleinschätzungen und auch Enttäuschungen führte. Die mehreren Hunderttausend Studierenden, die ein sowjetisches bzw. post-sowjetisches Studium durchliefen, kamen weniger aus ideologischen als aus finanziellen Gründen. Dabei galt die UdSSR oft als zweite oder dritte Wahl im Vergleich zu einem Studium im „Westen“ bzw. der ČSSR oder auch der DDR (S. 280). Die Sichtweisen auf die Gastgesellschaft wie auch auf die eigene Heimat beeinflussten ihren weiteren Lebensweg, der obendrein ins Bleiben münden oder weiter, etwa nach Westeuropa oder in die USA, führen konnte. Erlebnisse von Zuwendung und Interesse wie auch von Ablehnung und Rassismus mischten sich. Dies lässt ein

facettenreiches Bild entstehen, das den westlichen Topos einer tendenziell fremdenfeindlichen Haltung der Sowjetbevölkerung ebenso relativiert wie den Anspruch einmütiger Völkerverständigung seitens der Sowjetregierung.

Flankierend dazu ist der Beitrag der russländischen Afrikanisten APOLLON DAVIDSON und IRINA FILATOVA über russische („Russian“) Südafrikaforschung in den zwanziger bis fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts zu lesen. Er basiert auf Publikationen und unveröffentlichten Briefen von Wissenschaftlern. Attestieren die Autoren der oft gemeinschaftlich von Sowjetwissenschaftlern und Afrikanern betriebenen Grundlagenforschung der Komintern-Periode noch Gültigkeit bis in die Gegenwart, so gilt dies in weit geringerem Maße für die späten dreißiger, vierziger und fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts. Bedingt durch Exekution, Lagerhaft und Verbannung entstanden nur noch wenige bedeutsame Werke, die zum Teil erst Jahrzehnte später veröffentlicht wurden. Eine neue Chance eröffnete sich mit der Welle der Unabhängigkeit afrikanischer Staaten seit Mitte der fünfziger Jahre. Deren Folgen ermöglichten es mehr sowjetischen Wissenschaftler/innen, ihren Forschungsgegenstand durch Reisen selbst in Augenschein zu nehmen (S. 248).

Die besprochenen Beiträge verdeutlichen, was die Herausgeberinnen als ein Ergebnis des Sammelbandes festhalten: In allen drei untersuchten Sprachgebieten erstreckte sich die Tendenz, Afrika vorwiegend als Projektionsfläche innergesellschaftlicher Aushandlungsprozesse der „verflochtenen, reziproken Geschichte“ (Lindner: *Neuere Kolonialgeschichte und Postcolonial Studies*, S. 1) zu betrachten, bis weit in die nachkoloniale Zeit. Als Fortschritt dieser ernüchternden Erkenntnis bewerten die Herausgeberinnen den Umstand, dass dies zunehmend bewusst geschehe (S. 21).

Soweit die erste Deutungsebene. Eine zweite, die der „diskursiven Überschneidungen“ (S. 8), ist vor allem in solchen Beiträgen wie dem zur Rogoziński-Expedition ausgeführt. Eine weitere wäre der Vergleich. Doch vergleichend angelegt im Hinblick auf die benannten europäischen Akteure ist kaum einer der Einzelbeiträge. Diese Funktion übernimmt die außerordentlich gelungene Einleitung. Sie zeigt, wie sich das analytische Potential der sehr unterschiedlichen Beiträge zu stimmigen, weiterführenden Interpretationen verbinden lässt. Dazu bietet sie einen differenzierten theoretisch-konzeptuellen Bezugsrahmen. Dies ist ebenso ein Vorzug des Bandes wie die Spannbreite der Themen, die sowohl selbstreflexive Perspektiven hinsichtlich der europäischen Afrikawissenschaften aufnimmt wie auch Sichtweisen von Afrikaner/innen, was die Blickwinkel des Bandes merklich erweitert.

Die auf diese Weise herausgearbeiteten Mehrfachkodierungen und Diskurse lassen sich – so könnte man die Analyse weitertreiben – auch vor dem Hintergrund der Stellvertreterkriege des 20. und 21. Jahrhunderts in Afrika im Ost-West-Gefüge lesen. Auch hierbei scheint die Übertragung der hegemonialen Dominanz und des Dominiert-Werdens (S. 18) innerhalb des wechselseitig gestützten Deutungsmusters eines

hierarchisierenden Ost-West-Systems (S. 17) auf globalen Kriegsschauplätzen nicht nur in Afrika weiterhin zum Tragen zu kommen.

Der anregende Band hätte womöglich noch von einer Veranschaulichung der genannten „Räume“ mittels Landkarten profitiert; ebenso wären zusätzliche Abbildungen eine sinnvolle Ergänzung gewesen, die für eine – durchaus auch wörtlich zu nehmende – Imagination hilfreich sein können. Letztere sind einzig dem Beitrag IRINA NOVIKOVAS zum sowjetischen Film beigegeben. Den inhaltlichen Anregungen entspringt zudem die Idee für eine Fortführung der Thematik, die neben den klassischen Genres papierbasierter Literatur auch Netzliteraturformen wie Blogs einbeziehen könnte. Für eine Abrundung des Bandes sorgen hingegen die Kurzinformationen zu den Autorinnen und Autoren, darunter etwa gleich viele Lehrstuhlinhaber/innen und fortgeschrittene Nachwuchskräfte. Auf Literaturverzeichnis und Register wurde verzichtet.

RAGNA BODEN

Berlin

Kiril Feferman

The Holocaust in the Crimea and the North Caucasus

Jerusalem: Yad Vashem Publisher, 2016. 600 S., Tab., Abb. ISBN: 978-965-308-505-3.

Vermutlich kaum eine Region der Sowjetunion, die während des Zweiten Weltkrieges von der Wehrmacht besetzt war und unter deutscher Militärverwaltung stand, ist so gut erforscht wie die Krim oder der Nordkaukasus. Bereits zum Ende des vergangenen Jahrhunderts hatte die Wehrmachtausstellung auf das arbeitsteilige Vorgehen von Wehrmacht und SS bei der Verfolgung und der Ermordung der Juden und anderer Bevölkerungsgruppen hingewiesen. In *Die Herrschaft der Wehrmacht. Deutsche Militärbesatzung und einheimische Bevölkerung in der Sowjetunion 1941–1944* (München 2008) bezeichnete Dieter Pohl etwa die Krim als „ohne Zweifel eines der Gebiete, wo sich militärische Besatzungspolitik und der Mord an den Juden am engsten verschränkten“. Zuvor hatte schon Andrej Angrick in seinem Standardwerk *Besatzungspolitik und Massenmord. Die Einsatzgruppe D in der südlichen Sowjetunion 1941–1943* auch für den Nordkaukasus belegt, wie die Armeecorpskommandos, die Militärverwaltung und die Wirtschaftskommandos bei der Ermordung der Juden zusammenarbeiteten. Was bietet Kiril Feferman, Dozent an der israelischen Universität Ariel und Stipendiat internationaler Holocaust-Forschungsinstitute, in seiner nun in Englisch vorliegenden, überarbeiteten Dissertation von 2008 bislang Unbekanntes zum Thema?

Um es vorwegzunehmen, in Hinblick auf die Analyse der rassistischen und völkischen Motiven folgenden deutschen Politik bietet der vorliegende Band wenig Neues. Dieser Eindruck drängt sich zumindest bei der Lektüre von mehr als der Hälfte der Darstellung auf, die eine chronologische und für beide Untersuchungsgebiete parallele Abhandlung über den Holocaust unter den Bedingungen der deutschen Ernährungspolitik ist, wobei das Schicksal der Karäer (auch „Karaimen“ oder „Karaiten“), der Krimtschaken und der sogenannten Bergjuden besondere Berücksichtigung erfuhr. Allerdings kann das erste Kapitel, in dem die Lage der jüdischen Bevölkerung in den untersuchten Regionen vom Beginn des deutsch-sowjetischen Krieges bis zur Ankunft der Wehrmacht dargestellt wird, mit neuen Erkenntnissen auf der Grundlage eigener Feldforschungen und Archivrecherchen aufwarten. Hier erfährt der Leser Interessantes über sowjetische Richtlinien zur Evakuierung der lokalen Bevölkerung während des deutschen Vormarsches, über die logistischen Hindernisse, welche der Umsetzung dieser Richtlinien im Wege standen, über die Rekrutierungen lokaler Bewohner für die Rote Armee und über die Gesamtzahlen der Evakuierungen: Zwischen 38 Prozent und 46 Prozent der Juden auf der Krim (S. 80) und 40 Prozent bis 50 Prozent der jüdischen Bevölkerung des Nordkaukasus (S. 109), so der Verfasser, hätten durch sowjetische Bemühungen vor den Deutschen in Sicherheit gebracht werden können.

Die folgenden fünf Kapitel wirken ein wenig uninspiriert, weil sie einer erkennbaren Leitfrage entbehren und im Vergleich zur bisherigen Forschung teilweise lediglich bereits bekannte Forschungszusammenhänge reproduzieren. Das bezieht sich sowohl auf die vom Verfasser neu aufgelegte These, dass sich in den von den Deutschen besetzten Teilen der Sowjetunion die deutsche Ernährungs-, Wirtschafts- und Bevölkerungspolitik miteinander verschränkten, als auch auf die dargelegte enge Kooperation zwischen Armee- und Polizeieinheiten bei der Durchführung des Holocaust. Bei der Lektüre dieser Abschnitte fragt sich der Leser, warum sich Feferman einer Diskussion der bisherigen Erkenntnisse zu seinem Thema weitgehend entzieht. Fragwürdig wird dieses Vorgehen, wenn der Verfasser behauptet, Angrick habe sich nur mit der Einsatzgruppe D befasst (S. 24), was so nicht haltbar ist, um dann selbst Ergebnisse zu den Armeeoberkommandos (AOK) 11 und 17 zu reproduzieren, die bei Norbert Kunz (*Die Krim unter deutscher Herrschaft, 1941–1944*. Darmstadt 2005) und Manfred Oldenburg (*Ideologie und militärisches Kalkül. Die Besatzungspolitik der Wehrmacht in der Sowjetunion 1942*. Köln, Wien 2004) in fundierter Weise nachzulesen sind.

Nachteilig wirkte sich auf die Studie aus, dass Feferman auf originäre Recherchen in den Beständen der am Holocaust beteiligten Verbände der Wehrmacht im Militärarchiv Freiburg verzichtete und sich auf die Auswahlkopien im Archiv von Yad Vashem beschränkte. Besonders schade ist, dass er für die Region wenig erforschte Aspekte jüdischen Lebens und Sterbens unter deutscher Besatzung zwar thematisiert, sie aber nicht vertieft. Statt anhand eines Fallbeispiels etwa die Bildung von Gettos, Zwangsarbeitslagern

und die Einrichtung von Judenräten zu untersuchen, beschreibt er beide Untersuchungsgebiete entlang von bereits vorliegenden Erkenntnissen. Der Autor argumentiert lobenswerterweise aus der Perspektive von Augenzeugenberichten der Opfer, als dessen Nachfahre er sich fühlt und denen er seine Monographie im Vorwort ausdrücklich widmet. Gerade deshalb hätte der Leser an dieser Stelle gern mehr über die Eigenheiten jüdischer Überlebensstrategien in Südrussland im Vergleich zu anderen deutschen Militärbesatzungsgebieten erfahren.

Durchaus Neues hat Feferman im zweiten Teil seines Bandes zu bieten, in dem er die Überlebenschancen aschkenasischer und nicht-ashkenasischer Juden (wie den „Taten“ oder „Kaukasus-Juden“, auch als „Bergjuden“ bezeichnet) oder anderer Bevölkerungsgruppen wie den Krimtschaken und Roma thematisiert. Besonders relevant ist die Forschung zu den Ursachen, die dazu beitrugen, dass die sogenannten Bergjuden im Nordkaukasus höhere Überlebenschancen hatten als Juden auf der Krim. Anhand von lokalen Zeitzeugenaussagen kann der Autor belegen, dass ein beträchtlicher Anteil der kaukasischen Juden im Umkreis der Stadt Nał'cik im äußersten Osten des deutschen Militärverwaltungsgebiets im Nordkaukasus überleben konnte, weil ihnen die nicht-jüdische Bevölkerung eine wichtige Stellung in der lokalen Gesellschaft gegenüber den Deutschen zugewiesen hatte (S. 306–307). Angrick hingegen war noch davon ausgegangen, dass alle Juden vor Ort ermordet worden waren.

Die Untersuchungen des Anthropologen Chen Bram von der Hebräischen Universität in Jerusalem ergänzen Fefermans Ergebnisse um zwei entscheidende Elemente. Zum einen ergaben Brams Feldforschungen für die Region Nał'cik, dass nicht-jüdische Stammesführer intervenierten, indem sie den deutschen Besatzern erklärten, die „Bergjuden“ seien ein ebenso lokaler Stamm wie sie selbst. Zum anderen wurden jüdische Zwangsarbeiter vor Ort mit Nahrung versorgt und auch Juden vor den Deutschen versteckt. Das war entscheidend für ihr Überleben (Chen Bram: *Ethnic Relations and Survival. Jews and Adyghe during the Nazi Occupation of the Caucasus*. Vortrag am International Research Institute of Yad Vashem, 25.2.2016).

Insgesamt verdeutlicht die Studie Fefermans zweierlei: Sie ist aus der Perspektive der russischen Historiographie über die Region geschrieben und versäumt es deshalb, die Implikationen der russischen und sowjetischen Herrschaft für den Holocaust zu diskutieren. Außerdem geht der Autor von einer klassischen Trennung zwischen Tätern, Opfern, Mitläufern (*bystander*) oder Kollaborateuren aus. In einer multiethnischen Region gingen die Rollen jedoch eher situationsbedingt fließend ineinander über, wie Omer Bartov jüngst in seiner Studie zu Ostgalizien (*Anatomy of a Genocide. The Life and Death of a Town Called Buczacș*, New York 2018) gezeigt hat. Sehr verdienstvoll ist die nützliche Statistik zum Anteil der jüdischen Bevölkerung an der sowjetischen Bevölkerung in den Untersuchungsregionen laut Zensus im Jahr 1939 sowie zu den Zahlen jüdischer Opfer des Holocaust im Anhang des Bandes. Gerade im Vergleich zu den anfangs präsentierten

Zahlen evakuierter Bevölkerungsteile wären hier Angaben zu den einzelnen Ethnien noch aufschlussreicher gewesen. Schließlich unterschieden die deutschen Mörder im Gegensatz zu den Sowjets durchaus zwischen aschkenasischen und nicht-aschkenasischen Juden in der Region. Die Gesamtzahl der Ermordeten zu nennen, die über die von Fefelman zitierten, aus der Literatur bekannten Ziffern hinaus geht, hätte den Weg für neue Interpretationsansätze liefern können.

Es bleibt also ein ambivalenter Eindruck. Auf der einen Seite kann diese Monographie, der man auch eine kartographische Darstellung der beiden Untersuchungsregionen gewünscht hätte, mit in Ansätzen neuen Erkenntnisse zur Bedeutung interethnischer Beziehungen im Kontext des Holocaust, vor allem zu den sogenannten Bergjuden, aufwarten. Außerdem ist es das Verdienst von Yad Vashem, mit dieser Studie die erste englischsprachige Arbeit zur Judenverfolgung und -vernichtung auf der Krim und im Nordkaukasus vorzulegen. Auf der anderen Seite sei es für die deutschsprachige Leserschaft erlaubt, auf die erwähnten Arbeiten zur deutschen Besatzungspolitik auf der Krim und im Nordkaukasus zu verweisen, die einen verlässlichen Überblick über das Thema bieten.

FRANK GRELKA
Frankfurt (Oder)

Kriegsgedenken als Event. Der 9. Mai 2015 im postsozialistischen Europa

Hrsg. von Mischa Gabowitsch, Cordula Gdaniec und Ekaterina Makhotina. Paderborn: Schöningh, 2017. 345 S., 38 Abb., 20 Ktn. ISBN: 978-3-506-78434-6.

Gemessen an der großen Zahl der beteiligten „Feldforscher“, Fotografen, Länderkoordinatoren und schließlich der Autorinnen und Autoren sowie ihrer Übersetzerinnen und Übersetzer ins Deutsche ist dies ein aufwendiges Buch. Das Ergebnis bleibt hinter diesem Aufwand zurück. Zudem erweckt „postsozialistisches Europa“ im Titel falsche Erwartungen. Tatsächlich geht es um Russland und die russischsprachigen Minderheiten in Estland und Deutschland sowie ihr „performatives Gedenken“ zum 70. Jahrestag des Sieges. Der ‚Krieg der Erinnerungen‘, der heute in Ostmitteleuropa und darüber hinaus geführt wird, bleibt in diesem Sammelwerk außen vor. Die einzige Ausnahme davon bildet der Beitrag über die Ukraine, wo der gegenwärtige Krieg das Gedenken an den Zweiten Weltkrieg gespalten hat (JOCHEN HELLBECK / TETJANA PASTUSHENKO / DMYTRO TYTARENKO). Der Beitrag zu Belarus (TACCJANA KASATAJA / SCJAPAN STUREJKA) zeigt dagegen lediglich die gut geölte staatliche Regie, die

in nahezu ungebrochener sowjetischer Tradition triumphal den 9. Mai als „ein Sieg der Zivilisation, ein Sieg der Gerechtigkeit, ein Sieg der Menschlichkeit“ einordnete (S. 151). Die politische Kontextualisierung des 9. Mai 2015 erschöpft sich in dieser Publikation weitgehend in der Variierung des althergebrachten sowjetischen Musters vom Sieg des Guten über das Böse. Der Sieger ist axiomatisch der Träger des Guten, deshalb sind Stalin oder eine Distanzierung vom Sowjetregime oder gar eine Aufarbeitung kein Thema.

Unterhalb des Politischen bietet diese Publikation dagegen viel Interessantes und Neues. Die Methodik bestand darin, „Feldforscher“ in zahlreiche Städte Russlands, der Ukraine, von Belarus und Estland sowie nach Berlin (!) zu entsenden. Sie sollten dort mit Tonband und Fotoapparat ausgerüstet die „Events“ am 9. Mai 2015 beobachten und aufzeichnen. Das so gewonnene „ethnographische“ Material bildet die Basis der meisten Beiträge. In Russland wurden vier deutlich unterschiedliche Städte ausgewählt, um auch lokale Traditionen einzufangen: Tomsk, Pskov, Smolensk und die Kleinstadt Nevel'. Insgesamt handelt es sich nach Ansicht der Autorinnen und Autoren beim 9. Mai „nicht so sehr um einen Kult, der den Menschen ‚von oben‘ aufgedrängt wird, als vielmehr um eine neue, von der gesamten Nation gepflegte Zivilreligion“ (S. 92). Die lokalen Traditionen bei den Feiern und Paraden kreisten hauptsächlich um die Darstellung und das Gedenken an die örtlichen Beiträge zu Krieg und Sieg. Überall gab es neben den staatstragenden Zeremonien die familiären und quasi privaten Begegnungen, Picknicks und gegebenenfalls das Gedenken an gefallene Familienmitglieder oder Bekannte. Die Feiern hatten vielfach volksfestartigen Charakter mit teilweise karnevalesken Zügen, wenn etwa Kinder in sowjetischen Militäruniformen herumzogen. Nirgendwo fand eine kritische Auseinandersetzung mit dem „gängigen Geschichtsnarrativ“ (S. 124) von Triumph und Sieg statt. Stalinporträts und Losungen gehörten dazu und erregten weder Aufsehen noch Anstoß (ANNA JUDKINA / AZAT BILALUTDINOV / DMITRIJ NECIPORUK / MARINA NIKOLAEVA).

Zwei erst in den letzten Jahren aufgekommene, von unten angestoßene und dann von oben übernommene Gedenktraditionen prägten vielfach das Bild am 9. Mai 2015: das Tragen des Georgsbändchens als identitätsstiftendes Symbol der Zugehörigkeit zu Russland und der Marsch des „Unsterblichen Regiments“, bei dem sich die Teilnehmenden mit Porträts ihrer tatsächlichen oder fiktiven Verwandten als Kriegsbeteiligte in den öffentlichen Umzug einreihen. Das „Unsterbliche Regiment“ entstammt einer Initiative von Journalisten aus Tomsk im Jahr 2012. Spätestens seit dem 9. Mai 2015 wurde das „Unsterbliche Regiment“ in den Feier-Kanon des Staates übernommen und erhielt eine „eindeutige nationalistische Bedeutung“ (S. 127). In Belarus, wo die Siegestraditionen ansonsten weitgehend dem russischen bzw. sowjetischen Vorbild folgten, marschierte kein „Unsterbliches Regiment“ (AZAT BILALUTDINOV).

In der Ukraine ist das öffentliche Zeigen des Georgsbändchens inzwischen (wohl nach Redaktionsschluss für diesen Sammelband) gesetzlich verboten worden. Dagegen ist es im

Kriegsgebiet des Donbas zu einer Art Ersatz für Hoheitsabzeichen geworden, das von den prorussischen Kämpfern ständig und nicht nur am 9. Mai getragen wird. Der 9. Mai ist in der Ukraine als gesetzlicher Feiertag beibehalten worden, obwohl in der West-Ukraine seit Jahren für die Verlegung auf den 8. Mai und damit die Angleichung an Westeuropa plädiert wird. Der 70. Jahrestag des Kriegsendes stand ganz im Zeichen des neuen Krieges seit 2014: Der neue Krieg wird in der Ukraine wahrgenommen als Fortsetzung des Zweiten Weltkriegs für die Befreiung und Selbständigkeit des Landes von der Sowjetunion bzw. von Russland. Ebenso, bzw. im Gegensatz dazu wurde im Kriegsgebiet des Donbas und auf der annektierten Krim der „Große Vaterländische Krieg“ als Vorläufer des jetzigen Krieges gegen das „faschistische Regime in Kiew“ memoriert. In Kiew reihten sich auch die Veteranen der nationalistischen Ukrainischen Aufstandsarmee UPA in den Umzug ein. In Simferopol¹ und Doneck war keinerlei ukrainische Symbolik zu sehen. Was es vor dem Krieg nicht gab, ist Realität geworden: Die Ukraine ist durch die russländische Aggression gespalten worden (ALEKSEJ POPOV / JULIJA MINGALEVA). Dennoch fanden es die „Feldforscher“ beeindruckend, wie „vielfältig, kreativ und gelassen viele Besucher der Kriegsdenkstätten“ (S. 66) mit der Feier umgingen.

Die russischsprachige Minderheit in Estland artikulierte, soweit sie sich an den Feiern beteiligte, ihre Distanz zur estnischen Mehrheitsgesellschaft und zum estnischen Staat (MARTINS KAPRANS / ELO-HANNA SELJAMAA). Hauptort der Gedenkveranstaltungen in Tallinn ist seit der Umsetzung des Bronzesoldaten aus der Innenstadt auf den Militärfriedhof nach den Skandalen von 2007 dieser Militärfriedhof, der für die Feiern sehr viel mehr Entfaltungsmöglichkeiten bietet als zuvor die Innenstadt. Am 9. Mai 2015 kamen zehntausende Menschen zum Gedenken an Sieg und Ruhm auf den Friedhof. Russische Agenten sorgten dafür, dass die neuen russischen Gedenkpraktiken auch hier gegenwärtig waren: das Georgsbändchen, das „Unsterbliche Regiment“, Kinder in sowjetischen Militäruniformen. Zugleich fiel die Abwesenheit der estnischen Nationalfarben ins Auge.

Im Unterschied zu Tallinn dominiert in Narva das „russischsprachige Milieu“ (S. 174); im Jahr 1989 waren 85 Prozent der Bevölkerung russisch. Die Gedenkveranstaltungen wurden hier nicht nur von der Kommunalverwaltung organisiert, sie fanden auch im Stadtzentrum statt. Die gezeigte Symbolik und die Interviews bei den Gedenkveranstaltungen brachten den Stolz auf Russland und eine mehrheitliche Unterstützung für die russländische Politik auch im Konflikt mit der Ukraine zum Ausdruck. Einerseits identifizierten sich viele Gäste politisch mit Russland, betonten andererseits aber ihre lokale Identität als Bewohnerinnen und Bewohner von Narva, die eben nicht eine Stadt in Russland ist.

Der mit Abstand längste und zur Detailversessenheit neigende Beitrag beschäftigt sich mit dem Gedenken der Russophonen in Berlin an den Sieg am 9. Mai 1945 (MISCHA GABOWITSCH). Allerdings ist auch hier die sowjetische Einheit zerbrochen, bzw. manche

Teilnehmer sind nicht mehr bereit, Russland und dessen Bevölkerung die Tradition des Gedenkens allein zu überlassen. Am Ehrenmal im Tiergarten gab es getrennt eine russische und eine ukrainische offizielle Kranzniederlegung. Ein in ukrainischer Sprache geführtes Fernsehinterview im Treptower Park wurde von einer Gruppe russischer Besucher mit Gewaltandrohungen unterbrochen.

Dennoch hatten die mit Abstand größten Feierlichkeiten im Treptower Park am 9. Mai 2015 den Charakter eines russischen Volksfestes. Die Mitarbeitenden des Autors zählten über den Tag verteilt insgesamt mehr als 40.000 Besucher. Trotz gelegentlicher kritischer Stimmen insbesondere von deutschen Besuchern – Stalin war auch ein Kriegsverbrecher – überwog in den Interviews die Sakralisierung des Sieges und die Befürwortung von Russlands aktueller Politik. „Ich bin stolz, Russin zu sein“. Das (dieses Volksfest) „ist Balsam für die Seele“ (S. 247). Für die Festteilnehmenden, so argumentiert Gabowitsch, wird das Ehrenmal im Treptower Park zu einem „Ort der Vergewisserung nationaler, ethnischer und familiärer Zugehörigkeit“. So könne dies Fest bei den Teilnehmenden „ein positives Deutschlandbild festigen“ und „zur gesellschaftlichen Integration beitragen“ (S. 253). Bedenkt man allerdings den diskursiven und ästhetischen Stalinismus des sowjetischen Ehrenmals im Treptower Park, so liegt es näher zu erwarten, dass hier die Zugehörigkeit zu einer postsowjetischen Parallelgesellschaft kultiviert wird. Viele der wiedergegebenen Interviewäußerungen deuten eher auf das Bedürfnis nach Segregation als auf Integration hin. Eine kritische Distanz zu ‚Sieg‘ und ‚Befreiung‘ gab es nicht. Im Vordergrund stand das Bedürfnis der Festteilnehmenden, sich mit Russland und der russländischen Politik zu solidarisieren. Die Frage, ob und gegebenenfalls in welcher Weise Russlanddeutsche sich an den Feierlichkeiten beteiligten, wird in diesem Beitrag leider nicht thematisiert.

GERHARD SIMON

Köln

Yegor Gaidar / Anatoly Chubais

Crossroads in Modern Russian History

Berlin: Duncker & Humblot, 2016. 106 S., 56 Graph., 14 Tab. ISBN: 978-3-428-14853-0.

Dieses dünne Büchlein behandelt – anders als sein Titel verspricht – nicht die Kreuzwege der zeitgenössischen russischen Geschichte und stellt auch keine wirtschaftshistorische Abhandlung über die postsozialistische Transformation in Russland dar. Vielmehr handelt es sich um einen Essay der zwei wahrscheinlich wichtigsten Reformpolitiker der neunziger

Jahre, in dem sie die ökonomischen Reformen der Ära Boris El'cins aus der Perspektive der Jahre 2008 bis 2010 betrachten. Der erstmals 2011 auf Russisch erschienene Band wurde fünf Jahre später in einer insgesamt kundigen englischsprachigen Übersetzung vorgelegt, in der allerdings zahlreiche, zum Teil nicht sehr gängige russische/sowjetische Abkürzungen unaufgelöst bleiben. Mitunter stören auch Zitate die Lesbarkeit.

Wie erwähnt handelt es sich nicht um eine wissenschaftliche Arbeit, darüber können auch die Fußnoten und Einzelverweise auf Archivquellen nicht hinwegtäuschen, denn es fehlt jegliche Diskussion des Forschungsstandes. Ob es anlässlich des geringen Umfangs nötig war, bis Seite 15 zwei Vorworte und eine Einleitung unterzubringen – wobei das Vorwort von ANDERS ÅSLUND noch hilfreich ist, sei dahingestellt. Egor Gajdar verstarb bereits 2009. Zusammen mit Anatolij Čubajs bekleidete er hohe Ämter unter El'cin, und deshalb ist dieser Essay lesenswert. Denn er stellt die Wirtschaftsreformen der neunziger Jahre aus ihrer Perspektive dar.

Der Überblick über die Sowjetzeit von 1928 bis 1984 ist schwach und äußerst cursorisch gehalten. Beispielsweise erscheint fragwürdig, wie vertrauenswürdig sowjetische Daten zum industriellen Wachstum der Jahre 1951–1964 sind. Deutlich kenntnisreicher fällt die Übersicht über die Ära Gorbačev 1985 bis 1991 aus, denn die Autoren können hier ihre eigenen Einsichten und Eindrücke anmerken. Zuzustimmen ist ihnen sicherlich bei der Feststellung, dass 1991 die Mehrheit der russischen Bevölkerung die schweren Wirtschaftsprobleme der UdSSR erkannte und irgendeine Form des schrittweisen Übergangs zur Marktwirtschaft befürwortete.

Wesentlich spannender und informativer wird die Lektüre für den Zeitraum, in dem die Verfasser ab 1992 selbst die Wirtschaftspolitik mitgestalteten. Hierbei verfolgten sie eine marktwirtschaftliche Linie und rechtfertigen nun ihre eigenen Maßnahmen. Angesichts der dramatischen Situation der Lebensmittelversorgung gab es keine wirkliche Alternative zur Preisfreigabe, auch wenn diese schmerzhaft war. Ein weiteres Thema stellt die Kontrolle der Rubelmission und somit die Stabilisierung der Währung dar. Eine dritte Themengruppe sind die verschiedenen Wege der Privatisierung. Die Geschwindigkeit der Reformen spielte eine große Rolle. Interessant ist auch der Textabschnitt zur Gefahr einer Rückkehr der Kommunisten an die Macht – insbesondere durch die Präsidentschaftswahlen von 1996, die El'cin dann doch knapp gewann, – und ein Ende der dringend nötigen Reformen.

Wovon im Essay aber zu wenig die Rede ist, sind effiziente Institutionen – bis heute ein Problem in Russland. Obwohl gerade diese neben den Reformen den östlichen Beitrittskandidaten der Europäischen Union erheblich bei ihrer Entwicklung geholfen haben. Laut den Autoren ging El'cin in seiner zweiten Präsidentschaft ein taktisches Bündnis mit den sogenannten Oligarchen ein. An dieser Stelle hätte der Leser mehr über den Zusammenhang zwischen Oligarchen und Privatisierung erwartet. Die Russlandkrise von 1998 stand unter dem Einfluss der Krise in Ostasien, doch die Autoren schweigen

sich darüber aus, wie die russischen Schuldverschreibungen, die praktisch nach einem Pyramidensystem funktionierten, und die hohe Staatsverschuldung das Land in den Abgrund rissen.

Bezüglich der Ära Putin erwähnen die Verfasser zwar, dass dieser erfolgreich die Reformen einsetzen konnte, die unter El'cin formuliert worden waren, scheuen aber eine Analyse seiner Wirtschaftspolitik. Stattdessen wird lange über den Einfluss des Ölpreises geredet. Im Nachwort werden noch einmal drei wichtige Punkte formuliert. Eine konservative Haushalts- und Fiskalpolitik dürfe nicht aufgegeben werden. Eine innovative Wirtschaft müsse aufgebaut werden, doch davon ist Russland mit einigen Ausnahmen noch immer weit entfernt. Der dritte Punkt wird nur vorsichtig geäußert. Nach dem Wachstum von Wirtschaft und Reallöhnen seit 2000, der daran anschließenden gewissen Stagnation und angesichts der Abhängigkeit von Rohstoffen sei es an der Zeit für mehr Demokratisierung.

Anders Åslund schreibt in seinem Vorwort, dass ohne El'cin, Gajdar und Čubais Russland heute möglicherweise dastehen würde wie die Ukraine oder Turkmenistan (S. 6). Selbst wenn das Ergebnis wegen der Rohstoffvorräte des Landes womöglich weniger dramatisch wäre, sollten all diejenigen diesen Essay zur Hand nehmen, die sich für die postsozialistischen Reformen in Russland und die Perspektive der damaligen Reformer interessieren.

OLAF MERTELSMANN

Tartu

Recht und Gerechtigkeit. Die strafrechtliche Aufarbeitung von Diktaturen in Europa

Hrsg. von Jörg Ganzenmüller. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2017. 311 S., 10 Abb. = Europäische Diktaturen und ihre Überwindung, 23. ISBN: 978-3-412-50548-6.

Der Band vereint 13 Beiträge zum 14. Internationalen Symposium der Stiftung Ettersberg (2015), das sich mit der strafrechtlichen Aufarbeitung von Verbrechen in den europäischen Diktaturen des 20. Jahrhunderts auseinandersetzte. In seiner Einführung skizziert der Herausgeber die Schwierigkeit des an Verjährungsfristen und weitere Regelungen zum Schutz von Angeklagten vor staatlichem Gewaltmissbrauch gebundenen Rechtsstaats in diesen Prozessen. Jutta Limbach beschreibt den „Rückgriff auf das Naturrecht“ (S. 28) in den jüngsten Prozessen gegen DDR-Täter, nachdem sehr viele NS-Täter straffrei geblieben waren.

Im ersten Teil über die Verfolgung der NS-Verbrechen wagt CLEMENS VOLLNHALS einen sehr ergiebigen, vor allem statistischen Überblick über die Tätigkeit der deutschen Gerichte bei NS-Verbrechen und arbeitet deren politisch motivierte Konjunkturen heraus. TOBIAS FREIMÜLLER beschreibt am Fall Peter Heyde, wie die Strafverfolgung der T4-Morde in der Bundesrepublik in den sechziger Jahren durch Selbstmorde einiger Angeklagter und gerichtliche Anerkennung von Prozessunfähigkeit anderer Beteiligten ins Leere lief und erst ab 1980 die, nun historische, Forschung über diese medizinischen Morde einsetzte. MARTIN KIECHLE zeigt anhand der Bestände des Ministeriums für Staatssicherheit, dass die Akten über die auffällig hohe Zahl der Todesfälle in der von Rosemarie Albrecht geleiteten Klinik in Stadtroda während der NS-Zeit gesperrt wurden. Die Ärztin hatte inzwischen in der DDR eine hohe Position erreicht, weshalb mit der „Auswertung der Akten ein unseren gesellschaftlichen Verhältnissen widersprechendes Ergebnis erreicht werden könnte“, wie auf S. 88 ein internes Papier des MfS zitiert wird.

Den zweiten Teil über die Verbrechen der SED-Diktatur eröffnen GERHARD WERLE und MORITZ VORMBAUM mit einer Diskussion der Prozesse gegen die Mauerschützen, die vom Gesetz der DDR gedeckt waren und von deren Regierung belobigt wurden. Den Urteilen lag die „Radbruch’sche Formel“ zugrunde, welche davon ausgeht, dass, wenn „der Widerspruch des positiven Gesetzes zur Gerechtigkeit ein unerträgliches Maß erreicht, das Gesetz als ‚unrichtiges Recht‘ der Gerechtigkeit zu weichen hat“ (zitiert S. 101). Die Autoren weisen die Kritik der Urteile als „Siegerjustiz“ deshalb als „verfehlt“ zurück (S. 109) zurück. GERHARD SÄLTER stellt die strafrechtliche Verfolgung einzelner Täter und Tätergruppen des Grenzregimes der DDR dar. KATHARINA LENSKI kritisiert die Einstellung des Verfahrens wegen des Todes von Matthias Domaschk im Untersuchungsgefängnis Gera 1981 und zeichnet aus verschiedenen Quellen ein Bild dieses Falles, das für ein neues Ermittlungsverfahren spricht.

Der dritte Teil behandelt die strafrechtliche Verfolgung von Verbrechen kommunistischer Regierungen in Ostmittel- und Südosteuropa. JOACHIM VON PUTTKAMER wendet sich gegen die These der PiS, dass die Regierung Mazowiecki einen „dicken Strich“ unter die kommunistischen Verbrechen gezogen habe, und beschreibt die Ermittlungen bzw. Prozesse dieser Periode, besonders die Aktivitäten der Rokita-Kommission. Eine Besonderheit Polens besteht darin, dass stets nach dem in der Republik geltenden Recht geurteilt, und damit das Rückwirkungsverbot nicht umgangen wurde.

STEFAN TROEBST beginnt seinen Bericht über Bulgarien mit seinen Versuchen, Einsicht in die Akte über sich selbst zu bekommen. Als das 2007 – nach zehn Jahren – möglich wurde, erhielt er 700 Seiten zu lesen! Angesichts solcher Papierberge der Staatssicherheit über einen aufsteigenden deutschen Akademiker ist vielleicht doch nicht verwunderlich, dass auch die bulgarischen Genossen nur begrenzt über ihr Land informiert waren, wenn man ihre Politik am Ende des Kommunismus mit ihrem Kenntnissstand erklären kann. Kommunistische Staatsverbrechen wurden in Bulgarien so

gut wie nicht juristisch aufgearbeitet. Heute sehen große Teil der bulgarischen Bevölkerung die kommunistische Periode als Phase der Transformation eines rückständigen Agrarlandes „in einen modernen Industrie- und Wohlfahrtsstaat“ recht positiv (S. 205), und der Nationalismus verbindet die jetzige und die frühere Periode.

JULIA TRAPPE beginnt ihren Beitrag mit dem Verfahren gegen die Eheleute Ceaușescu, die nach einem „Schauprozess“ (S. 215) hingerichtet wurden. Da danach ein großer Teil der Prozesse gegen die ehemaligen Machthaber bei der Staatsanwaltschaft liegen blieb, wandten sich die Opferverbände ab 2007 an den Europäischen Gerichtshof.

Im vierten Teil geht ULRIKE CAPDEPÓN auf Spaniens juristische Auseinandersetzung mit der Franco-Diktatur ein. Der Übergang zur Demokratie umfasste eine Amnestie für die vorangegangenen Verbrechen. Erst seit der Jahrtausendwende begann die Suche nach den etwa 130.000 toten und verscharrten Anhängerinnen und Anhängern der republikanischen Seite, von denen 8.500 – überwiegend Zivilistinnen und Zivilisten – inzwischen exhumiert und begraben wurden. Als jedoch ein Richter die Gültigkeit der Amnestie offen infrage stellte, wurde er seines Amtes enthoben und mit einem elfjährigen Berufsverbot belegt. Dass in Griechenland die Strafverfolgung von Verbrechen der Obristen-Junta sofort nach deren Sturz 1974 begann, führt ADAMANTIUS THEODOR SKORDOS darauf zurück, dass auch die griechischen Konservativen sich gegen die Militärdiktatur gewandt hatten.

Die beigelegte Dokumentation der Abschlussdiskussion gibt die Fragen wieder, die an eine Praktikerin und zwei Praktiker der Rechtsprechung gestellt wurden – JUTTA LIMBACH, damals Justizsenatorin in Berlin, JOACHIM RIEDEL, damals zur Staatsanwaltschaft Berlin abgeordnet, und THOMAS BARDEHAGEN, Staatsanwaltschaft Schwerin. Dabei ging es zunächst um Details zur Einstellung des Verfahrens gegen Erich Honecker wegen Totschlags an den innerdeutschen Grenzen. Das Berliner Verfassungsgericht hatte dem Einspruch stattgegeben, dass das Verfahren gegen Honeckers Menschenwürde verstoße, da er voraussichtlich das Ende nicht erleben werde (Honecker hatte Leberkrebs). Limbach und Bardehagen konstatierten beide, dass „die strafrechtliche Aufarbeitung der SED-Diktatur gescheitert ist“ (S. 286). Riedel ging – im Gegensatz zu Werle und Vormbaum (siehe oben) – davon aus, dass die Mauerschützen nach DDR-Recht härter hätten bestraft werden können, aber der mit dem Einigungsvertrag vorgesehene obligatorische „Günstigervergleich“ mit bundesrepublikanischer Rechtsprechung zu den für viele unverständlich geringen Strafen führte. Erst nach einer Zeit in der Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen in Ludwigsburg habe er erkannt, dass nationalsozialistische „Täter selbst von vorsätzlichen Massentötungen“ (S. 288) mit geringeren Strafen davongekommen seien.

„Der Band fragt gezielt nach dem Umgang mit Verbrechen, bei denen Täter und Opfer aus ein und derselben Gesellschaft stammen“ (S. 21). Aus dieser Selbstbeschränkung folgt allerdings eine Vereinfachung der Problemlage, da Verbrechen gegen Mitglieder anderer

Gesellschaften den größten Teil der nationalsozialistischen Verbrechen bilden. Vor dem Feldzug gegen die UdSSR wurde mit dem Kriegsgerichtsbarkeitsbefehl bekanntlich ein rechtsfreier Raum für Verbrechen gegen Bürgerinnen und Bürger der Sowjetunion geschaffen. Damit fehlen die Quellen, welche Juristen und Historiker lieber nutzen als die Aussagen von Betroffenen: Akten, in diesem Fall die der Militärgerichtsbarkeit (vgl. Birgit Beck: *Wehrmacht und sexuelle Gewalt*. Paderborn 2004, S. 177–185). Mancher Raub, manches „Unternehmen“ zur Verwüstung ganzer Landstriche, manche „Aktion“ gegen jüdische Städtchen wurde nicht geahndet.

Die grundlegendere Frage ist allerdings, ob die im Rahmen einer kollektivistischen Rechtsordnung begangenen Verbrechen mit Instrumenten einer auf Individuen zielenden Rechtsordnung angemessen beurteilt werden können. Deutsche, auch staatliche Institutionen, handelten bekanntlich im Zweiten Weltkrieg im Rahmen eines nationalistisch und rassistisch definierten Verbrechenssystems, das dem Grundsatz folgte, dass „Recht ist, was dem Volke nützt.“

Vollnhals urteilt, dass die „stalinistische Justiz [...] keinen Beitrag zur rechtsstaatlichen Bewältigung von NS-Verbrechen zu leisten vermochte“ (S. 37). Die Aussage ist eine Tautologie, wenn Rechtsstaat im westeuropäischen Sinn definiert wird – den wollte man ja in der UdSSR bewusst nicht. Aber ist die Frage nach der Gerechtigkeit mit der Kritik des stalinistischen Rechtssystems beantwortet? Vollnhals belegt ebenda statistisch, dass fast die Hälfte der Urteile von alliierten Gerichten gegen Deutsche und Österreicher wegen nationalsozialistischer Verbrechen eben in der UdSSR und der SBZ gefällt wurden. Vielleicht war die kollektivistische sozialistische Rechtsordnung der ebenfalls kollektivistischen nationalsozialistischen eher gewachsen? Oder wäre man der Gerechtigkeit näher gekommen, wenn die stalinistischen Urteile auch noch gefehlt hätten? Die mangelhafte Aufarbeitung deutscher Massenverbrechen mit individualistischen Methoden bildete jedenfalls ein Argument für die sowjetische Propaganda, dass die Bourgeoisie im Kapitalismus das Gericht nicht zu fürchten hätte.

Kollektivistische Bestimmungen von „Schuldigen“, d. h. der Opfer, sind nicht eben selten in der europäischen Geschichte – von der Ausweisung der Juden aus Frankreich 1394 bis zu jener der Hugenotten 1685, vom Beschluss des Kongresses der USA zur Aussiedlung aller *native Americans* östlich des Mississippi 1830 bis zum Beschluss des Politbüros der KPdSU gegen „das konterrevolutionäre Kulakenaktiv“ 1930, von den muslimisch/christlichen Massakern der Balkankriege über den deutschen Genozid an Juden und Roma im Zweiten Weltkrieg bis zur systematischen Vernichtung von Orten, die als partisanisch kontrolliert galten, wie Chatyn oder Oradour. Die Aufhebung des Verfolgungszwangs bei Straftaten von Soldaten „gegen feindliche Zivilpersonen“ bei der Planung des Feldzugs gegen die UdSSR 1941 bildete ja nur einen Schritt zur Radikalisierung des damaligen deutschen Verfolgungssystems, das auf Urteilen über religiöse, soziale oder ethnische Zugehörigkeit beruhte.

Von solchen Verbrechen wird in dem Sammelband nur die T4-Aktion behandelt. Die Differenz zu Verbrechen in der DDR hätte an dieser Stelle diskutiert werden können. Es wird deutlich, dass in dem Symposium nur ein Teil der Problematik um „Recht und Gerechtigkeit“ behandelt wurde. Auch wenn die Einschränkung bewusst vorgenommen wurde, bleibt eine Leerstelle. Man merkt das auch an den Schwierigkeiten der Einordnung des Umstands, dass in Spanien die Übergabe der Macht der Franco-Leute an die Demokratie mit einer Amnestie verbunden war. Eine Art Amnestie lag ja auch in der Formel beim Einigungsvertrag, dass jeweils geltendes Recht angewandt werden solle – ein Kompromiss, der dann mit Hilfe der „Radbruch’schen Formel“ umgangen wurde. Mit – von unserem Rechtsgefühl her gesehen – durchaus maßvollen Urteilen. Aber war das Verfahren klug?

Soziale Kontexte von Justiz gibt der Sammelband deutlich zu erkennen, jedoch fehlt es an einer Diskussion langfristiger und grenzüberschreitender Wirkungen von Zusammenhängen zwischen politischer Macht und Justiz. Für einen Historiker liegt die Frage nahe, welche Kompromisse möglich bleiben, wenn die Mächtigen das Gefühl haben, dass Abkommen nicht eingehalten werden.

Als eines der Ergebnisse des Symposiums betont JÖRG GANZENMÜLLER, „dass die strafrechtliche Ahndung von Diktaturverbrechen in einem gesellschaftlichen Kontext stattfindet und sich strafrechtliche Verfahren und gesellschaftliche Debatten gegenseitig beeinflussen“ (S. 275). Insgesamt vermittelt der Sammelband einen vorzüglichen, sehr informativen Überblick über die rechtliche Auseinandersetzung mit staatlichen Verbrechen gegen einzelne Oppositionelle. Der Band verdeutlicht unter anderem, wie groß Beharrungsvermögen und Binnensolidarität von Verwaltungen aller Art sind, auch wenn es um schuldige Kolleginnen und Kollegen geht. Nicht nur Stasi-Akten verschwanden, es kam auch nicht zur Verurteilung von Richtern des Volksgerichtshofs nach 1945 (S. 26–27). Das Verfahren wegen der Verhängung des Kriegsrechts gegen Jaruzelski blieb erfolglos (S. 190–191).

Die juristische Aufarbeitung von staatlichen oder staatlich geförderten Verbrechen ist (leider) auch in aktuelleren Fällen notwendig und wird (so die Hoffnung) weitergehen. Für diese, vor allem aber für Forschungen über das Verhältnis von Recht und Gerechtigkeit bildet der Sammelband eine gute Übersicht über das Erreichte bzw. Verfehlete in Hinblick auf Straftaten gegen Individuen.

HANS-HEINRICH NOLTE
Hannover

Orte der Shoah in Polen. Gedenkstätten zwischen Mahnmal und Museum

Hrsg. von Jörg Ganzenmüller und Raphael Utz. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2016. 358 S., 43 Abb. = Europäische Diktaturen und ihre Überwindung. Schriften der Stiftung Ettersberg, 22. ISBN: 978-3-412-50316-1.

Nachdem seit einigen Jahren die Themen „Erinnerungskultur“ und „Geschichtspolitik“ Konjunktur haben, erscheinen immer mehr Literaturpositionen, die die verschiedenen Zugänge thematisieren und kritisieren. Einer der wesentlichen Gründe hierfür ist der Faktor Zeit, der die Zeitzuginnen und Zeitzugen dezimiert und bald verschwinden lassen wird, die bisher eine wichtige Rolle im Gedächtnisbereich spielten. Wo aus dem kommunikativen das kulturelle Gedächtnis wird, bedarf es da einer Neugestaltung dessen, was eigentlich nicht darstellbar ist? Die Autorinnen und Autoren sind dieser Meinung, und sie gehen in doppelter Weise vor. Zum einen stellen Einzelkapitel in Kurzform sowohl die NS-Geschichte von sieben Vernichtungsorten auf dem Gebiet des heutigen Polen (Auschwitz, Belzec, Chelmno, Majdanek, Plaszów, Sobibór, Treblinka) vor. Zum anderen gehen sie auf die Gestaltung als Gedenkstätten nach dem Krieg bis in die Gegenwart ein.

Einer der Ansätze des Buches besteht darin, damit umzugehen, dass die Tötungsstätten durchweg nicht mehr so aussehen, wie sie während ihrer Funktionszeit aussahen. Die Gründe sind partiell die Verschleierungsmaßnahmen der Deutschen, aber auch die Nachkriegsgeschichte mit ihrer Musealisierung (wie in Auschwitz) bzw. der mehr oder weniger geglückten Ausgestaltung als Gedächtnisort – manchmal nach langer Zeit der Vernachlässigung, die als „kontrollierter Verfall“ (S. 169) von manchen wiederum als Möglichkeit wahrgenommen wird. Der zweite Ansatz postuliert eine bestimmte Vorstellung davon, wie die Shoah-Orte gestaltet sein sollten. So ist zum einen gefordert, dass die Orte Wissen um die Shoah („Lernorte für ein selbstreflexives Geschichtsbewusstsein“, S. 22) vermitteln, zum anderen (so im prominenten Schlussbeitrag) die Würde der Opfer wahren, was mit der Beachtung der jüdischen Vorstellungen von Friedhöfen (als welche die Stätten außer als Tatorte bezeichnet werden) ansatzweise erreicht sein soll. Ein markantes Beispiel dafür ist Sobibór, wo erst 1965 eine Gedenkstätte eingerichtet wurde, die aber falsche Spuren legte: Die Besucher hatten den (unzutreffenden) Eindruck, den Weg der Opfer zu gehen, ein Aschehügel schien die Stätte der menschlichen Überreste zu sein, während der Weg dahin bereits „mitten über ein Massengrab“ (S. 162) führte, was im religiösen Judentum als Schändung begriffen wird. An Majdanek wird kritisiert, dass Rekonstruktionen und bauliche Veränderungen der Nachkriegszeit als authentisch ausgegeben werden, Beweischarakter erwerben sollen und auch von den Besuchern so rezipiert werden (SARAH KUNTE gebraucht hier den Begriff „Disneyfication“, S. 198). Die Verfasserin sieht hierin einen konzeptionellen Unterschied zwischen polnischer und deutscher Gedenkstätten-theorie. Dies ist nun eine Frage der

bewussten Gestaltung – anders gelagert ist die Kritik (CHRISTIAN JÄNSCH / ALEXANDER WALTHER) am offenen „Mausoleum“ in Majdanek, aus dem „bei starkem Wind Asche aus dem Inneren [...] herausgeblasen wird“ und sich „sicht- und spürbar über die Besuchenden verteilt“ (S. 341). Darin geht es wieder zu Recht um die Frage der „Würde von Menschen“.

Zu den wichtigen Beiträgen dieses Bandes gehört ein Artikel über die Entwicklung der israelischen *marches of the living*, wobei die Funktion im Rahmen der sich wandelnden israelischen Haltung zur Shoah, aber auch die anfangs absente Wahrnehmung der polnischen Umgebung thematisiert werden (CORNELIA BRUHN / SAMUEL KUNZE).

Die Autorinnen und Autoren des Bandes, die meist junge Mitarbeiterinnen resp. Mitarbeiter von Gedenkstätten sind oder in Jena, zum Teil am Imre-Kertész-Kolleg, arbeiten oder promovieren (eine studentische Exkursion lieferte den Anlass für die Beiträge), haben aber neben der Darstellung auch ein Programm. So bemühen sich alle Beiträge um einen Wechsel der Terminologie: aus „Vernichtungslagern“ werden „Tötungsorte“, „Tötungsstätten“ oder „Tötungskomplexe“, aus „Gaskammern“ „Erstickungsräume“. Immerhin wird der „Friedhof“ nur einmal als „Verscharrungsort“ (S. 15) bezeichnet. RAPHAEL UTZ plädiert für diesen Wechsel in einem spannenden Beitrag über „Die Sprache der Shoah“, und die Argumente begreift man, auch wenn man sich fragen kann, ob der Austausch der Begriffe tatsächlich der Erkenntnis dient.

Problematischer ist der Vorschlag, die Verfolgten und Ermordeten statt als „Juden“ als „Menschen“ zu bezeichnen, um den „Unterschied zwischen der *Fremdzuschreibung* einer jüdischen Identität und der möglicherweise vollkommen davon abweichenden *Selbstbeschreibung* der Opfer sichtbar“ zu machen (Hervorhebung im Original, S. 29). So nachvollziehbar die Begründung ist (sie wird noch einmal ausführlich wiederholt, S. 332–333), sie nähert sich der sowjetischen und volksdemokratischen Praxis, alle Opfer der nationalsozialistischen Deutschen als „friedliche sowjetische (oder polnische oder tschechoslowakische etc.) Bürger“ zu charakterisieren und damit den Unterschied zwischen der Verfolgung aus rassistischen Gründen und anderen zu verwischen.

Der Rezensent verhehlt nicht, dass ihm diese Praxis, die Toten nicht gemäß den Vorgaben der Täter zu kategorisieren, nicht unsympathisch ist, sie verläuft aber quer zu der im Westen wie auch inzwischen im Osten Europas geübten Praxis der Separierung und gesonderten Würdigung der unterschiedlichen Verfolgtengruppen.

Und ein weiterer Punkt sei hervorgehoben: Neben dem unumstrittenen Respekt vor den Toten fordern die Verfasserinnen und Verfasser eine wissensvermittelnde Funktion der Gedenkstätten. Aber mit dem gleichen Impetus wenden sie sich gegen jede Emotionalisierung des Gedenkens. Als „Ort der Trauer“ sollen die Orte „Überlebenden, Hinterbliebenen und Nachfahren“ bewahrt werden, anderen soll der emotionale Zugang möglichst versperrt werden. Eine angedeutete „Zeugenperspektive“ wird als „Voyeurismus“ abgetan, „Katharsis“ könne „keine sinnvolle Erkenntnis befördern“

(S. 345–346). Ebenso könne „eine emotionalisierende Erlebnispädagogik [...] keinesfalls der Schlüssel für eine erkenntnisreiche Auseinandersetzung [...] sein“ (S. 343). Dass sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gegen Emotionalisierung ihrer Thematik wenden, ist verständlich. Sie sollten aber nicht vergessen, dass ein nicht unwesentliches Motivationselement, sich mit der Shoah auseinanderzusetzen, von Zeitzeugen-Besuchen in Schulen ausgegangen ist, was nicht mehr lange möglich sein wird. Da ist die Zulassung von etwas Emotion in diesem Zusammenhang vielleicht nicht das Schlechteste, um rechten Tendenzen etwas entgegenzusetzen. Und kann man sich „Gedenken“ (im Unterschied zu „Erforschen“) ohne einen Anteil Emotion vorstellen?

Der Band enthält also mehr als nur eine Beschreibung der *lieux de mémoire* – er regt zu kontroverser Diskussion an.

FRANK GOLCZEWSKI

Hamburg

Romania and the Holocaust. Events – Contexts – Aftermath

Ed. by Simon Geissbühler. Stuttgart: ibidem, 2016. 270 S. ISBN: 978-3-8282-0924-1.

In Rumänien sind sie noch immer einflussreich, wenngleich nicht alles bestimmend: die Leugner des rumänischen Holocaustgeschehens, die bewussten Tatsachenverdrehler, die Verniedlicher, diejenigen, die den Juden den Opferstatus abstreiten, weil ‚die Rumänen‘ im Kommunismus selbst viel mehr gelitten hätten. Michael Shafir („Public Discourse and Remembrance“), sicherlich einer der schärfsten Analytiker der rumänischen Gegenwartskultur, erklärt den Sachverhalt damit, dass die traditionellen Erinnerungslinien das offizielle Gedächtnis bis heute überlagern, gerade auch in der Politik, gerade auch in der Kultur. Man könnte von Formen ohne Fundament sprechen (NATO-Betritt, Einrichtung eines rumänischen Holocaust-Instituts, aber zugleich heimliche Bewunderung für Ion Antonescu, der die Judenmorde zu verantworten hatte). Eine Meinungsumfrage 2015 brachte zutage, dass nicht einmal ein Drittel der Rumänen den Holocaust als Teil der ‚eigenen‘, der rumänischen Geschichte wahrnehmen. Und die internationale Debatte ist da kaum weiter. Bei der Diskussion um die europäischen Holocaustereignisse kommt der rumänische Fall vielfach nur am Rande vor. Zum Glück ändert sich das alles gerade. Der vorliegende Band offeriert eine Zwischenbilanz zu drei zentralen Themenfeldern.

Herausgegeben ist er von SIMON GEISSBÜHLER – Historiker, Politikwissenschaftler, Schweizer Diplomat. Seit seiner Zeit als Botschaftsangehöriger in Bukarest versucht er das Bewusstsein für das verdrängte Geschehen wiederaufleben zu lassen. Er hat Bildbände herausgegeben und dichte Quellenanalysen vorgelegt, vor allem zum Gewaltgeschehen mit

Kriegsbeginn 1941. Seine Forschungsinteressen spiegelt denn auch der vorliegende Band wider. Hervorgegangen ist er aus einem Kolloquium in Yad Vashem im Oktober 2015. Obwohl nicht explizit angeführt, stehen drei Themen im Mittelpunkt: (a) die kollektiven Gewaltakte 1940–1941, (b) das Leben in den Ghettos Transnistriens und (c) die schwierige Debatte um den ‚rumänischen Tatbeitrag‘ nach 1989.

Den Auftakt macht MARIANA HAUSLEITNER. Wie wenige andere ist sie qualifiziert, das politische Umfeld für die Gewaltakte 1940/41 zu analysieren. Von ihr stammen Standardwerke zu den interethnischen Beziehungen in der Bukowina, in Bessarabien und im Banat. Vor kurzem erst erschien der von ihr mitbetreute Band zur Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945. Slowakei, Rumänien und Bulgarien. Aus zahlreichen Studien zu kollektiven Gewalthandlungen weiß die Sozialforschung, wie Gerüchte den Grundstein für Massenausschreitungen legten. Mariana Hausleitner zeigt nun am Beispiel von Černivci, wie nach dem sowjetischen Ultimatum 1940 die rumänische Armee das eigene Versagen während des ungeordneten Rückzugs systematisch zu beschönigen versuchte, überall Agitatoren erkannte, wo nur Chaos herrschte. Alle Wirren, alle Ungereimtheiten lasteten die Verantwortlichen der jüdischen Bevölkerung an, während doch die eigenen Soldaten desertierten, die Gefängnisse geöffnet wurden, die sowjetischen Truppen die rumänischen Verbände einholten, weil sie zu spät abgezogen worden waren. Es gab keine freie Presse, es gab keine unabhängigen Beobachter. Die Ereignisse überschlugen sich. In dieser Situation verding sich das Schlagwort von den judo-kommunistischen Agenten in großen Kreisen der Uniformträger, aber auch der breiten Bevölkerung („Jewish-Communist Gangs in Czernowitz?“). Gerade entlang der neuen sowjetisch-rumänischen Grenze war die Unruhe zu spüren. In Dorohoi, in Galați kam es zu Pogromen. Viele Jüdinnen und Juden sahen sich gezwungen, in ihre nordbuchenländische oder bessarabische Heimat zurückzukehren, weil sie die rumänische Staatsbürgerschaft verloren hatten. Nicht wenige von ihnen zahlten die erzwungene Zugreise mit dem Tod, weil die Mitreisenden (Zivilpersonen und Militär) sie ‚erkannten‘.

Ein noch größeres Pogrom fand mit Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion in Iași statt. HENRY L. EATON berichtet darüber und kann dabei auf seine eigenständige Studie zum Thema zurückgreifen. Ausführlich zitiert er die Quellen und tendiert zu der Verschwörungstheorie, wonach Bukarest das Pogrom bewusst initiiert habe – eine These, die mich bis heute nicht überzeugt, weil viele andere Quellen dagegen sprechen.

Von ganz anderem Format – wissenschaftlich anregend und den Stand der Forschung reflektierend – sind da die Aufsätze von ALTI RODAL („A Village Massacre: The Particular and the Context“), KAI STRUVE („Anti-Jewish Violence in the Summer of 1941 in Eastern Galicia“) und WITOLD MĘDYKOWSKI („The Pogroms in the Former Soviet Occupation Areas“). Alle drei greifen die Überlegungen von Jan Tomasz Gross zu Jedwabne auf und interessieren sich für die lokalen Gewaltdynamiken. Sie weisen nach, dass das

Gewaltgeschehen im Juli 1941 viele verschiedene Tätergruppen kannte: Da waren die Einsatzgruppen, die vorführten „wie mit den Juden zu verfahren sei“. Da waren lokale Nationalistengruppen (polnische, ukrainische, rumänische), die ihre eigene Säuberung des Raumes durchführten. Da gab es pogromartige Ausschreitungen gegen die jüdische Bevölkerung im eigentlichen Sinne, vielfach angestachelt von dörflichen Außenseitern. Alle drei Aufsätze schildern Geschehnisse im ehemaligen sowjetischen Besatzungsraum aufgrund ihrer Kenntnis slavischer Sprachen. Hier zeigt sich ein für den rumänischen Fall ganz offensichtliches Forschungsdesiderat, denn noch immer fehlen Mikrostudien, die den Gewaltakten auf lokaler Ebene nachspüren. (Erste Ansätze bieten die wichtigen neueren Aufsätze von Vladimir Solonari, die in einschlägigen Fachzeitschriften veröffentlicht sind. Ebenso referiert Diana Dumitru mehrfach ausgezeichnete Dissertation *The State, Antisemitism, and Collaboration in the Holocaust. The Borderlands of Romania and the Soviet Union* Beispiele für individuelle Gewaltakte).

Das den größten Teil des Aufsatzbandes ausmachende Themenfeld der „kollektiven Gewalt“ schließt mit dem Aufsatz von DIANA DUMITRU („Challenging Stalinist Justice“). Sie stellt die Frage, wieweit die Gerichtsunterlagen aus stalinistischer Zeit als verlässliche Quelle zu den Gewaltereignissen der Jahre 1941–1944 dienen können. Ihre Aussagekraft, so das Ergebnis, ist besser als vermutet. Nach dem Tod Stalins eröffnete sich die Möglichkeit einer Nachprüfung der Gerichtsurteile. Viele der Verurteilten reichten Eingaben ein, baten um eine Revision der Beschlüsse. Doch nur wenige Entscheidungen wurden aufgehoben oder abgemildert. Nur in seltenen Fällen gelang es, die Beweiskraft der Dokumente und Zeugenaussagen von 1944–1948 grundsätzlich zu erschüttern.

Den zweiten Themenkomplex, die Ghettoerfahrung in Transnistrien, thematisieren zwei israelische Forscherinnen, SARAH ROSEN und GALI TIBON. Die Verbindung beider zu den Universitäten in Jerusalem und Tel Aviv ist nicht zufällig, denn außerhalb Israels sind die Ghettos in Transnistrien kaum Gegenstand der Geschichtsforschung geworden. In den „ostrumänischen Lagern“ finden wir all jene Probleme wieder, die seit Hannah Arendts Kritik am Verhalten der Judenräte für Zweifel sorgten. Eingesperrt waren die Menschen in den Ghettos, auf engem Raum zusammengepfercht. Aber der Terminus „Jude“ fügte da doch ganz unterschiedliche Gruppen zusammen, Jüdinnen und Juden aus der Südbukowina, aus der Nordbukowina, aus Dorohoi, aus Bessarabien, aus Transnistrien, aus der Ukraine. Die Solidarität der jüdischen Bewohner galt zunächst der eigenen Herkunftsgemeinschaft. Nur so war das Überleben zu organisieren. Persönliche Konflikte gab es, kulturelle Differenzen. Und unterschiedliche Fähigkeiten, das eigene Leben in Konfliktraum zwischen deutscher, rumänischer und ukrainischer Kultur sicherzustellen. Wie der Zynismus des Überlebens die Feder des Journalisten Eliezer Lipman Kunststadt führte, schildert Sarah Rosens Reflexion zum Ghetto in Dschurin („The Djurin Ghetto in Transnistria through the Lens of Kunststadt’s Diary“). Gali Tibon berichtet über innere Konflikte in den jüdischen Ghettoleitungen. („Two-Front Battle:

Opposition in the Ghettos of the Mogilev District in Transnistria, 1941–44“). Immerhin, so viel bleibt festzuhalten, in Transnistrien sicherten die jüdischen Gemeindeführungen tatsächlich das Überleben der Schutzbefohlenen, wenn auch in offenkundigen Abstufungen.

Die dritte Sektion des vorliegenden Aufsatzbandes behandelt die Vergangenheitsbewältigung in Rumänien von 2000 bis 2015. TUVIA FRILLING, bis 2014 Direktor der Staatsarchive in Israel, zeigt, welche Konflikte die international besetzte Holocaust-Forschungskommission zu Rumänien austarieren musste, um überhaupt handlungsfähig zu sein. Die rumänische Delegation war höchst heterogen zusammengesetzt. Zu Spannungen kam es da immer wieder. Auch persönliche Animositäten spielten eine Rolle, weil ganze Forscherleben aufeinandertrafen, die bisher in Einsamkeit Wissenschaft getrieben hatten und jetzt ihr Lebenswerk verteidigten.

Von MICHAEL SHAFIRS wichtigem Beitrag zum Umgang mit dem Holocaust und dem rumänischen Faschismus in der politischen Öffentlichkeit Rumäniens war oben schon die Rede. Shafir zeigt, wie wenig sensibilisiert die rumänische Parteipolitik dem Thema Holocaust heute noch gegenübersteht. Zugleich macht der Verfasser Hoffnung, weil die Zivilgesellschaft ganz offensichtlich inzwischen aufgewacht ist und weil die sozialen Institutionen (die Gesetzgebung und die Justiz, das rumänische Holocaust-Institut) ein Eigenleben entwickelt haben.

Der methodisch und inhaltlich anregende Aufsatzband endet mit einer zusammenfassenden Analyse des gegenwärtigen Forschungsstandes durch den Herausgeber. Die von Simon Geissbühler vorgeschlagenen zehn Thesen machen klar, dass Rumänien in Europa kein Sonderfall war. Wer Christian Gerlachs Interpretationsangebot kennt (*Der Mord an den europäischen Juden. Ursachen. Ereignisse. Dimensionen*. München 2017), wird sie in Geissbühlers Thesen wiederfinden (S. 243–264): „Nicht-Deutsche Täter spielten im Holocaust eine wichtige Rolle.“ „Der Holocaust ist mehr als Auschwitz.“ „Der Holocaust resultierte aus einer dynamischen, kumulativen Radikalisierung.“ „Der Massenmord an den Juden war ebenso ein Ziel des Ostkrieges wie improvisiert und von unten angestachelt.“ „In den rumänischen kontrollierten Gebieten gab es im Sommer 1941 zahlreiche Pogrome.“ „Im Osten war der Holocaust kein modernes Phänomen, sondern blutiges Handwerk.“ „Die Motive der Täter scheinen außerordentlich komplex gewesen zu sein, und ja, Antisemitismus war ein Element davon.“ „Der Holocaust war im Osten häufig ein ganz öffentliches Ereignis.“ „Eine wichtige Quelle sind die Erinnerungen der Überlebenden.“ „Der ‚Holocaust‘ im rumänischen Herrschaftsbereich ist weitgehend ‚vergessen‘ und wird im öffentlichen Diskurs marginalisiert.“

ARMIN HEINEN

Aachen

Umbruch mit Schlachtenlärm. Siebenbürgen und der Erste Weltkrieg
Hrsg. von Harald Heppner. Köln, Weimar: Böhlau, 2017. 440 S., 40 Abb.
= Siebenbürgisches Archiv. Archiv des Vereins für siebenbürgische
Landeskunde. Dritte Folge, 44. ISBN: 978-3-412-50516-5.

Das ‚Siebenbürgen-Problem‘ bestimmte das Verhältnis Rumäniens zum Deutschen Reich. An sich stand man in Bukarest diesem positiv gegenüber – und das nicht nur, weil der König ein Hohenzoller war. Hinderlich war jedoch, dass auf Verlangen Berlins die Donaumonarchie in das Bündnis einbezogen werden musste. Dort war die rumänische Bevölkerung unter Druck geraten, nachdem sich Österreich 1867 nach der Niederlage im Krieg gegen Preußen in eine Doppelmonarchie verwandelt hatte, deren östliche und südliche Gebiete dem ungarischen Reichsteil zufielen. Das bis dahin autonome Siebenbürgen wurde Budapest voll unterstellt. Dessen Diskriminierungs- und Vereinheitlichungspolitik richtete sich primär gegen die rumänische Mehrheitsbevölkerung. Deswegen stand das Bündnis Bukarests mit den Mittelmächten von vornherein auf wackeligen Füßen. Weil es in der Öffentlichkeit kaum Sympathie dafür gab, verzichtete der König nicht nur auf das übliche bestätigende Votum durch das parlamentarische Gremium, sondern weihte auch fast keinen Politiker außer dem am Abschluss beteiligten Regierungschef ein. Die Geltung des Bündnisses hing fortan von dem Einfluss der wenigen Personen ab, die davon wussten und es unterstützten.

So wie Italien, dessen Bündnis mit Berlin ebenfalls durch Spannungen zur Donaumonarchie belastet war, erklärte Rumänien 1914 seine Neutralität. Nur im Falle rascher militärischer Siege der Mittelmächte vor allem gegen Russland, auf dessen überwiegend von Rumäninnen und Rumänen bewohntes bessarabisches Territorium Bukarest ein Auge geworfen hatte, wäre vielleicht eine Kriegsbeteiligung an ihrer Seite in Betracht gekommen. Die österreichischen Niederlagen in Galizien und in der Bukowina, als nur der darauf folgende Einsatz deutscher Truppen die Front wiederherzustellen vermochte, machten dies unmöglich. Zugleich kam die Entente durch das umfassende Versprechen in die Vorhand, dass Rumänien, wenn es sich für sie entscheide, alle zur Donaumonarchie gehörenden Gebiete erhalten solle, die von rumänischer Bevölkerung bewohnt seien, vor allem Siebenbürgen und Ostungarn bis nahe zur Theiß, Teile des Banats und die Südbukowina. 1915 kam es zu ersten westlichen Waffenlieferungen an Rumänien, doch sah man sich dort durch die deutschen Erfolge an der russischen Front noch zum Stillhalten veranlasst. Erst im August 1916 entschloss sich Bukarest zum Kriegseintritt, als die deutsche Seite durch den verlustreichen Stellungskrieg in Frankreich zunehmend geschwächt und die russische Brusilov-Offensive anfänglich Erfolg zu haben schien. Die rumänischen Truppen, die weit in das zuerst wehrlose Siebenbürgen vorstießen, wurden danach durch herbeigeeilte Truppen der Mittelmächte gestoppt, deren Gegenangriff, dem sich Bulgarien angeschlossen hatte, zur Besetzung der Walachei führte,

so dass die Verteidiger sich nur noch in der Moldau halten konnten. Auch dieser territoriale Rest ging beim Zusammenbruch des Zarenreichs verloren, und die Niederlage musste 1918 friedensvertraglich bestätigt werden. Dessen ungeachtet erfüllten die Westmächte, als sie einige Monate später die Donaumonarchie zerschlugen, den Rumänen alle Annexionswünsche inklusive des russischen Bessarabiens und der bulgarischen Süddobrukscha.

GERALD VOLKMER stellt die Details aus politischer Sicht dar, während MANFRED RAUCHENSTEINER sich den Vorstellungen der Militärs zuwendet. Mit Aspekten der innersiebenbürgischen Entwicklungen, vor allem in Bezug auf die Beziehungen zwischen den Volksdeutschen („Sachsen“), den ungarischen Szeklern und der rumänischen Mehrheit befassen sich sowohl STEPHANIE DANNEBERG als auch ENIKŐ DÁCZ. Das Reformkonzept des ungarischen Intellektuellen István Apáthy ist das Thema des Beitrags von ZSOLT K. LENGYEL. Die Haltung wichtiger gesellschaftlicher Akteure – der Evangelischen Landeskirche, der siebenbürgischen Städte und der rumänischen Militärggeistlichen – behandeln ULRICH A. WIEN, HARALD ROTH und IONELA ZAHARIA. Erfahrungen unter rumänischer Besatzung 1916 schildern IRMGARD SEDLER, WERNER SEDLER sowie FRANK M. SCHUSTER. Um ethnoregionalistische Diskurse nach dem Ersten Weltkrieg geht es RUDOLF GRÄF, FLORIAN KÜHRER-WIELACH, FRANZ SZ. HORVÁTH und BERNHARD BÖTTCHER. Weitere Aufsätze betreffen persönliche Haltungen und Schicksale. Insgesamt enthält der Band vielfach Beiträge zu Problemen Siebenbürgens, die bisher wenig Beachtung gefunden haben.

GERHARD WETTIG

Kommen

Josef Holik

Abrüstung als Wegbereiter der Wende in Europa

Berlin: Duncker & Humblot, 2017. 70 S. = Zeitgeschichtliche Forschungen, 50. ISBN: 978-3-428-15200-1.

Josef Holik entwickelt in der vorliegenden Publikation die Ansicht, dass Rüstungskontrolle und Abrüstung, für die er als Beauftragter der Bundesregierung von 1987 bis 1995 zuständig war, in den internationalen Beziehungen eine sehr wichtige Rolle spielen und geradezu „als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ gelten können. Er geht dabei von dem Konzept der *arms control* aus, das auf dem Abschreckungsgedanken beruht: Die nuklear bewaffneten Mächte, die sich im Kalten Krieg feindlich gegenüberstanden, sollten durch eine gesicherte Zweitschlagfähigkeit vom Griff zu diesen gewaltigen

Zerstörungsinstrumenten abgehalten werden, weil dem Erstschlag der einen Seite ein ebenso vernichtender Gegenschlag folgen würde. Es galt daher, eine entsprechende Relation durch Verhandlungen festzulegen. Da sich Stabilität nur so gewährleisten ließ, bedurfte eine – prinzipiell höchst wünschenswerte – Abrüstung dieses Rahmens. Die Verwirklichung dieser Vorstellungen leitete die politische Wende ein, die zum Ende des Kalten Krieges und zur Vereinigung Deutschlands führten.

Holik stellt ausführlich die Auseinandersetzungen dar, die Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre wegen der sowjetischen SS 20-Rüstung entbrannten. Diese Rakete war, wie er hervorhebt, eine „treffsichere und unverwundbare Kernwaffe“, der die NATO „nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hatte“. Da sie sich nur gegen Westeuropa richtete und die USA aussparte, erregte sie den Verdacht, dass sie dieses von Nordamerika abkoppeln sollte, um es politischer Erpressung aussetzen zu können. Deswegen verband sich damit die Sorge einer Destabilisierung. Auf beharrliche Initiative von Bundeskanzler Schmidt hin fasste das atlantische Bündnis im Dezember 1979 den Beschluss, in Westeuropa, vor allem auf dem Gebiet des Frontstaates Bundesrepublik, mit der Aufstellung amerikanischer Raketen zu reagieren, soweit und solange dies zur Abwehr der Bedrohung durch die SS 20 notwendig sei. Der vereinbarte Umfang sollte 1983 im Lichte konkreter Verhandlungen mit der UdSSR überprüft und verändert, im Extremfall auch völlig aufgegeben werden.

Die sowjetische Führung machte sich zunutze, dass die Durchführung der Stationierung zu gegebener Zeit einen Beschluss des Bonner Bundestages erforderte und dass jedes Rüsten in der Öffentlichkeit des Westens – nicht zuletzt auch Westdeutschlands – wenig populär war. Sie setzte daher eine Propagandakampagne gegen die, wie es hieß, von der NATO betriebene Aufrüstung in Gang und lehnte Verhandlungen ab. Als sie sich schließlich widerwillig dazu bereitfand, versagte sie dem Kompromiss ihre Unterstützung, den die beiden Unterhändler, Paul Nitze und Julij A. Kvicinskij, ins Auge gefasst hatten. Auch in Washington verhielt man sich ablehnend. Laut Nitze allerdings deswegen, weil er sich in Kenntnis des Neins aus Moskau nicht bei Präsident Reagan dafür einsetzte, mit dessen Zustimmung er bei entsprechender Befürwortung durch die Sowjetunion fest gerechnet hatte. Anders als man im Kreml erwartete, siegte in der Bundesrepublik nicht die Friedensbewegung: Gegen unüberwindlich stark erscheinenden, weil geradezu generalstabsmäßig organisierten Widerstand (der dann aber rasch kollabierte, als er erfolglos blieb) setzte die Regierung Kohl/Genscher den Aufstellungsbeschluss durch. Das leitete, wie sich eineinhalb Jahre später herausstellte, die politische Wende in Europa ein.

Nach Amtsantritt inspizierte Michail Gorbatschow die Raketenstellungen um Moskau und erfuhr von deren Kommandeuren, im Kriegsfall wäre die Stadt – mithin das politische und militärische Befehlszentrum der UdSSR – ohne Schutz, denn die seit kurzem in der Bundesrepublik stationierte Pershing II lasse sich wegen ihrer extrem kurzen Flugzeit

nicht abwehren. Daraus zog Gorbačëv den Schluss, dass Sicherheit nicht mehr durch Rüstung zu erlangen sei. An die Stelle der konfrontativen Anstrengungen sollten daher kooperative Bemühungen, konkret: Verhandlungen mit den USA über die Eliminierung der bedrohlichen Raketen, treten. Das war der – Holik unbekannt gebliebene – Beginn der Entwicklungen, die, wie er darlegt, nicht nur das Abkommen vom Dezember 1987 über die Verschrottung aller INF-Raketen, sondern auch eine generelle Zusammenarbeit in der Rüstungs- und Sicherheitspolitik zeitigten und die Grundlage der großen Wende Ende der achtziger Jahre – mit der Überwindung des Kalten Krieges und der Vereinigung Deutschlands als Kernereignissen – bildeten.

Nach den Vorgängen, die zur ‚Null-Lösung‘ bei den INF-Raketen 1987 führten, schildert Holik das anschließende Ringen um ein – zunächst im Streit um die Nachfolge der westlichen ‚Lance‘-Raketen kulminierendes – Gesamtkonzept der nuklearen Rüstungskontrolle. Danach behandelt der Autor die erst nach der Einigung im INF-Bereich einsetzenden Verhandlungen in Wien über das NATO-Desiderat der asymmetrischen Reduzierung der konventionellen Streitkräfte in Europa mit dem Ziel eines ausgewogenen Kräfteverhältnisses sowie die Anpassung des dann geschlossenen Vertrages an die Auflösung der UdSSR 1991. Weitere Themen sind die Einigung über die vertrauens- und sicherheitsbildenden Maßnahmen in Gestalt von Regelungen wechselseitiger Manöverbeobachtung, der Vertrag über den Offenen Himmel (der durch die Erlaubnis zur Luftaufklärung über fremdem Territorium die dortigen Militäraktivitäten transparent machen soll) sowie die Verhandlungen zu START I und START II über Verringerungen der nuklearstrategischen Potenziale. Die letzten Kapitel betreffen das Verbot chemischer Waffen und die Verlängerung des Vertrages über nuklearmilitärische Nichtverbreitung. In einem Nachwort äußert Holik sein Bedauern darüber, dass die hoffnungsvollen Schritte der späten achtziger und frühen neunziger Jahre keine Fortsetzung gefunden haben und faktisch vielfach wieder zurückgedreht worden sind.

Der schmale Band bietet eine knappe Übersicht über die Ergebnisse der Rüstungskontroll- und Abrüstungspolitik am Ende des Kalten Krieges und zeigt, welche Bedeutung sie damals hatten und vielfach auch heute noch haben.

GERHARD WETTIG

Kommen

Čekisty na skam'e podsudimych. Sbornik statej [Tschekisten auf der Anklagebank. Eine Aufsatzsammlung]

Sost. Mark Junge, Linn Viola i Džeffri Rossman. Moskva: Probel-2000, 2017. 679 S. ISBN: 978-5-98604-597-9.

Die drei Herausgebenden haben mit finanzieller Unterstützung der DFG und anderer Geldgeber einen umfangreichen Sammelband mit elf Aufsätzen zur Geschichte einer ganz besonderen Welle von Repressionen in der Sowjetunion der Jahre 1939 bis 1941 publiziert. Die Verfasserinnen und Verfasser der einzelnen Aufsätze sind russische, ukrainische, deutsche, kanadische, georgische, moldawische sowie amerikanische Historikerinnen und Historiker. Nach dem Machtantritt von Lavrentij Berija als neuem NKWD-Chef Ende November 1938 endete der „Große Terror“. Die Welle der Repressionen wurde zurückgefahren, und die vormaligen Folterer und Mörder des NKWD landeten nun – wie sich im Sammelband deutlich zeigt – nicht nur in Moskau, sondern auch in der sowjetischen Provinz oftmals selbst „auf der Anklagebank“. Doch warum geschah das alles? Sollten damit die Flügel des NKWD gestutzt werden, dessen Angehörige sich während des „Großen Terrors“ als Teil einer der Kommunistischen Partei überlegen, weil vorgeblich treuer zur Sowjetführung stehenden Institution wähten? Immerhin behauptete der NKWD-Mitarbeiter aus dem Gebiet Odessa Ja. I. Berenson im Laufe der gegen ihn geführten Untersuchung voller Überzeugung: „Die Partei kann sich irren, das NKWD irrt nie!“ (S. 269).

Wollte die Stalinsche Führung einfach nur Sündenböcke in Gestalt von schuldig gewordenen NKWD-Mitarbeitern präsentieren, um von den eigenen Fehlern und Übertreibungen abzulenken? Handelte es sich vielleicht nur um interne Machtspiele im NKWD-Apparat, im Zuge derer Berija die vormaligen Gefolgsleute von Nikolaj Ežov entfernte und jetzt seine eigene Mannschaft installierte? Handelte es sich um Machtkämpfe einzelner sowjetischer Machtstrukturen, in diesem Falle um einen Machtkampf des bislang arg gerupften Militärs und der gleichfalls stark gebeutelten regionalen Parteiorgane mit der viel zu überheblich und viel zu mächtig gewordenen Geheimpolizei? Wie stellten sich die einzelnen NKWD-Angehörigen, die ihr Ministerium fast durchweg für die stalintreueste Machtstruktur innerhalb der Sowjetunion hielten, den ihnen nun urplötzlich präsentierten Beschuldigungen, in denen man sie blutiger Verbrechen und zugleich der Korruption bezichtigte? Immerhin hatten sie, wie die Aufsätze deutlich nachweisen, häufig von den Repressionen direkt und persönlich profitiert, indem sie sich das Eigentum der Repressierten aneigneten bzw. ganz einfach die Bekleidung der Ermordeten und Hingerichteten selbst trugen oder auf den städtischen Märkten verkauften. Mitunter konnte unteren und mittleren NKWD-Mitarbeitern sogar nachgewiesen werden, dass sie sich aus innerer sadistischer Veranlagung gern an den Bluttaten beteiligten bzw. speziell gegenüber Frauen übergreifig wurden. Besonders LYNNE VIOLA zieht hier in der

„Einführung“ zum Sammelband Parallelen zu den deutschen Polizei-Bataillonen und Reserve-Polizei-Bataillonen, deren Personal sich mit Eifer und Begeisterung an Massenmorden beteiligte und sich später mit Befehlsnotstand rechtfertigte, ähnlich wie die 1939/40 auf der Anklagebank sitzenden vormaligen regionalen NKWD-Angehörigen. Zudem war deren Strafverfolgung landesweit keine einheitliche, sondern wurde an unterschiedlichen Orten und in unterschiedlichen sowjetischen Regionen durchaus unterschiedlich gehandhabt. Wofür man an einem Ort hingerichtet wurde, das wurde an einem anderen Ort und in einem anderen Prozess nur mit Lagerhaft oder unehrenhafter Entlassung aus dem NKWD bestraft. Angesichts des bald darauf ausbrechenden „Großen Vaterländischen Krieges“ wurde zudem aufgrund von Personalmangel bei den Sicherheitsorganen häufig zum Mittel der Amnestie gegriffen. So fanden einstige Henker und Folterer wieder zurück in die Staatssicherheitsorgane oder aber dienten – allerdings auch dies völlig willkürlich – fortan als einfache Soldaten in der Roten Armee, um die frühere Schuld mit Blut abzubüßen. Manche vormaligen NKWD-Angehörigen fühlten keinerlei Unrechtsbewusstsein und kämpften spätestens ab dem Einsetzen der Tauwetter-Periode in der Sowjetunion hartnäckig um ihre juristische Rehabilitierung. Andere tauchten spurlos ab bzw. bekleideten nach 1940 unterschiedlichste Positionen im sowjetischen Wirtschaftsleben, wobei sie auch hier nicht selten durch korrupte Handlungen bzw. schweren Alkoholismus auffielen. MARC JUNGE vertritt die wohlbegründete These, dass sich der neue NKWD-Chef Berija durch diese Welle von Repressionen tatsächlich von einer großen Anzahl schwer belasteter Untergebener trennen wollte. Ebenso verzichtete das NKWD aus machttaktischen Überlegungen auf Repressivmacht in der Fläche, ausgeübt durch lokale NKWD-Strukturen, was gleichzeitig die Macht der NKWD-Zentrale festigte, deren Stellung gegenüber den lokalen NKWD-Strukturen deutlich stärker wurde (S. 348 ff.).

Es werden jedenfalls weitere Untersuchungen nötig sein, um viele immer noch schier unbegreifliche Rätsel um den „Großen Terror“ und dessen Folgewellen von Repressionen in der Sowjetunion erklären zu können. Die am Sammelband beteiligten Historikerinnen und Historiker haben für die NKWD-Verwaltungen von Kiew, Žitomir, Char’kiv, Odessa, Nikolaev, Vinnica, Kameneč-Podolskij, Vorošilovgrad, Kišinev und Tbilissi ein ungeheures Aktenmaterial durchgesehen und in komprimierter Form viele neue Fakten zur inneren Geschichte des NKWD offengelegt. Die Befehlsketten der Repressalien, die Personalauswahl im NKWD und wichtige Angaben zum inneren Selbstverständnis der Geheimpolizei und der in ihr vorherrschenden moralischen Grundhaltung stehen nunmehr der historischen Forschung zur Verfügung. Der vorliegende Sammelband ist deshalb als ein sehr beachtenswertes Werk zu betrachten.

JÜRGEN W. SCHMIDT
Berlin

Elena Korowin

Der Russen-Boom. Sowjetische Ausstellungen als Mittel der Diplomatie in der BRD

Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2015. 312 S., 42 Abb. = Das östliche Europa – Kunst- und Kulturgeschichte, 3. ISBN: 978-3-412-22516-2.

Mit ihrer Dissertation hat sich Elena Korowin einem Thema angenommen, das in diesem Zuschnitt noch nicht im Fokus der Forschung lag. Für ihre Arbeit erhielt sie 2016 den ifa Forschungspreis Internationale Kulturpolitik. Ziel ihrer Untersuchung ist es, den „bilateralen Kunstaustausch zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Sowjetunion“ (S. 17) zu analysieren. Dabei nimmt Elena Korowin auch „Protagonisten der individuellen Kulturdiplomatie“ (S. 16) wie George Costakis, Irene und Peter Ludwig oder Friedrich Wilhelm Christians in den Blick.

Die Arbeit ist in fünf Kapitel gegliedert, wobei das erste aufbauend auf einen Rückblick auf die „Erste Russische Kunstausstellung“ (1922) in Berlin die zugrunde liegende Literatur referiert und einige Bemerkungen zur Methodik beinhaltet (S. 27–36). Daran anschließend leitet ein kurzer Überblick über die „Diplomatischen Beziehungen“ (S. 36–41) nach dem Tode Stalins zum eigentlichen Untersuchungsgegenstand über. Im Zentrum des zweiten Kapitels „Die Ausstellungen der 1970er Jahre“ (S. 42–129) stehen fünf Ausstellungen: „Russischer Realismus 1850–1900“ (1973), „Russische Malerei 1890–1917“ (1975), „Kunst aus der Revolution – Kunst in der Produktion“ (1977), „Werke aus der Sammlung Costakis. Russische Avantgarde“ (1977) sowie „Paris – Moscou. Moskva – Pariž“ (1979), wobei letztere eine von zwei Ausnahmen innerhalb der Untersuchung bildet, da diese nicht in der Bundesrepublik, sondern in Paris und in Moskau gezeigt wurde. Das dritte Kapitel widmet sich zwei „Ausstellungen der 1980er Jahre“ (S. 130–206), nämlich „Kasimir Malewitsch (1878–1935). Werke aus sowjetischen Sammlungen“ (1980) sowie „Aspekte sowjetischer Kunst der Gegenwart“ (1982). Zudem nimmt Korowin die Tätigkeit des Sammlerehepaars Irene und Peter Ludwig, des sowjetischen Botschafters in der Bundesrepublik Vladimir Semënov sowie des Sammlers Henri Nannen in den Blick. Das vierte Kapitel steht unter dem Vorzeichen von „Glasnost und Perestroika“ (S. 207–264) und untersucht drei weitere Ausstellungen: „Schrecken und Hoffnung. Künstler sehen Frieden und Krieg“ (1987), „Sowjetkunst heute“ (1988), „Glasnost – Die neue Freiheit der sowjetischen Maler“ (1988) sowie die Versteigerung sowjetischer Kunst von Sothebys unter dem Titel „Russian Avant-Garde and Soviet Contemporary Art“ (1988) in Moskau. Im abschließenden fünften Kapitel „Schlussbetrachtungen“ stellt Korowin die Entwicklungen nach dem Amtsantritt von Vladimir Putin dar und konstatiert, dass „der Russen-Boom [...] schnell von anderen spektakulären Booms abgelöst“ (S. 284) wurde. Beispiele hierfür seien Asien oder auch

der Fokus auf Krisenregionen der Welt, gleichzeitig jedoch kann sie „Anzeichen für einen neuen Russen-Boom“ (S. 284) erkennen.

Im Anhang findet sich eine Liste der Ausstellungen (S. 285–289), „die eine besondere Relevanz für die Untersuchung haben“ (S. 285), denen Elena Korowin kurze Kommentare zur besseren Einordnung hinzugefügt hat. Darauf folgt ein Abbildungsverzeichnis, in dem die 42 schwarz-weiß-Abbildungen (Ausstellungskatalogtitelbilder, Fotografien, eine Werbegrafik und Gemälde) aufgeführt werden – von denen nur die wenigsten mit einer kurzen Bildunterschrift ergänzt worden sind. Zu monieren ist die wenig überzeugende Aufteilung des Literaturverzeichnisses (S. 291–302), da die sparsam aufgeführte Forschungsliteratur zwischen den Ausstellungskatalogen und den Zeitungsartikeln aus dem *Donaukurier* oder der *Neuen Zürcher Zeitung* unterzugehen droht. Ein Personenregister rundet den Anhang ab. Ein Geheimnis des Verlages wird es bleiben, warum die Unterkapitel der mit „1.“ bis „5.“ nummerierten Kapitel als „I.1.“ bis „I.23.“ durchnummeriert werden, denn so stimmen die Querverweise innerhalb der Arbeit nicht mehr (vgl. exemplarisch S. 29, Fn. 46, S. 278, Fn. 1050 oder S. 285).

Abgesehen von derlei Formalia bleiben nach der Lektüre Fragen offen: Zu kritisieren ist erstens die Auswahl der verwendeten Literatur, die nicht den Stand der Forschung widerspiegelt – beispielsweise fehlen Untersuchungen und Sammelbände von David Caute, Romain Faure und Georges-Henri Soutou zur Kulturdiplomatie oder zum *cultural cold war*. Korowins Arbeit thematisiert zweitens mit dem Verweis auf die 150-Seiten-Studie von Christian Sachrendt die Situation des doppelten Deutschlands im Umgang mit der Sowjetunion nach dem Zweiten Weltkrieg nicht. Aufgrund der divergierenden Schwerpunktsetzung kann dessen Untersuchung *Kunst als Botschafter einer künstlichen Nation. Studien zur Rolle der bildenden Kunst in der Auswärtigen Kulturpolitik der DDR* aus dem Jahr 2009 die Rolle als „Pendant“ (S. 31) nicht erfüllen. Drittens stört eine konzeptionelle Schieflage, denn es ist m. M. nach äußerst fraglich, ob alle hier untersuchten Kontakte zwischen der Bundesrepublik und der Sowjetunion gleichberechtigt „als Mittel der Diplomatie“ nebeneinander stehen bleiben dürfen. Verlangen nicht die Verbindungen von Emigrantinnen und Emigranten, von privaten Kunstsammlerinnen und Kunstsammlern in das (Heimat-)Land eine strikte Unterscheidung von den Beziehungen zwischen öffentlichen (und staatlichen) Institutionen? Viertens stören die häufigen unkonkreten Formulierungen, die zu Verständnisproblemen führen: So liest man beispielsweise auf Seite 26 in Fußnote 37: „Im Westen wurde die Tatsache größtenteils ignoriert, dass viele Künstler der russischen Avantgarde in den ersten Jahren mit ihrer Kunst auch den Stalinismus unterstützten“ (S. 26). Weder im Fließtext, noch in der Fußnote ist etwas darüber in Erfahrung zu bringen, wer oder was sich u. a. hinter „dem Westen“ oder „viele[n] Künstler[n]“ verbirgt, und darüber hinaus, wie „in den ersten Jahren“ nun genau mit dem „Stalinismus“ (alle vier Zitate S. 26) zusammenzubringen ist. Fünftens wird im Zusammenhang mit der Frage nach Ausstellungsprojekten der Bundesrepublik und der

Sowjetunion die alles entscheidende Ebene nahezu ausgeblendet: Ohne den politischen Rückhalt oder den Willen des Auswärtigen Amtes respektive des Bundeskanzleramts und der beteiligten Institutionen in Moskau und Leningrad wären Ausstellungen, die auf Ausleihen aus den sowjetischen Museen und Depots angewiesen waren, nicht realisierbar gewesen. Eine Recherche im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes bzw. seines Pendant in Moskau hätte sicherlich eine Einordnung der Ausstellungen insgesamt bzw. der ausgeliehenen Objekte aus den sowjetischen Depots „als Mittel der Diplomatie“ erleichtert, gerade und besonders auch mit einem vergleichenden Blick auf die sowjetischen Ausstellungsprojekte in der DDR. Eine adäquate Einordnung oder der Verweis auf (bilaterale und nationale) Dokumente, wie den *Leitsätzen für die Auswärtige Kulturpolitik* vom 1. Dezember 1970 oder den jahrelangen Diskussionen um eine „deutsch-sowjetische Kulturvereinbarung“ unterbleiben.

Problematisch bleibt in diesem Zusammenhang der Umgang mit den Inhalten der geführten Interviews. So zitiert Korowin beispielsweise aus einem Gespräch mit dem damaligen Direktor der Staatlichen Kunsthalle Baden-Baden, Klaus Gallwitz: „Im Auswärtigen Amt wurde der Vorschlag einer Ausstellung russischer Realisten aus dem 19. Jahrhundert in Baden-Baden ohne Zögern angenommen.“ (S. 49) Es drängen sich geradezu folgende Fragen auf: Wer war im Auswärtigen Amt der Ansprechpartner von Klaus Gallwitz? Wer zeichnete insgesamt verantwortlich für den kulturellen Austausch zwischen der Bundesrepublik und der Sowjetunion? Auf welcher Grundlage konnte dieser Vorschlag „ohne Zögern angenommen“ (S. 49) werden? Gab es Rücksprache(n) mit der Spitze des Hauses, dem Bundeskanzleramt oder dem Bundeskanzler selbst? Wurden Bedingungen gestellt? Wurden Versprechungen gemacht? Welche Zusagen mussten mündlich und/oder schriftlich eingegangen werden? Leider werden diese Fragen, die selbstverständlich spiegelbildlich für die sowjetische Administration zutreffen, weder gestellt, noch finden sich Antworten darauf.

Sicherlich trägt der unglücklich gewählte (Unter-)Titel *Der Russen-Boom. Sowjetische Ausstellungen als Mittel der Diplomatie in der Bundesrepublik Deutschland 1970–1990* einen erheblichen Anteil daran, dass die geweckte Erwartungshaltung so in dieser Arbeit nicht erfüllt wird, da vielmehr die Ausstellungen selbst sowie die Aufnahme durch die Presse im Zentrum stehen. Gleichzeitig jedoch vermag diese Analyse einen interessanten Befund zu Tage fördern, nämlich, wie stark die Journalistinnen und Journalisten in den Kulturredaktionen dem Denken des Kalten Krieges verhaftet waren: So maß man in Rezensionen die „Qualität sowjetischer Ausstellungen [...] daran [...], wie viele avantgardistische Werke aus den Depots ausgeliehen werden konnten“ (S. 265), oder man teilte die Künstler und ihre Kunst in der Sowjetunion in (vermeintliche) „gute“ Dissidenten-Künstler und „weniger gute“ staatskonforme Künstler ein. An vielen dieser Oberflächlichkeiten orientierte sich das öffentliche Interesse an der sowjetischen Avantgarde-Kunst. Die Stärken der Analyse von Korowin treten vor allem in ihrem

Kapitel über die Ausstellung „Kasimir Malewitsch“ (1980) zu Tage, in dem sie auf die Korrespondenz der beteiligten Institutionen zurückgreifen kann. Gerade dort wird das Ringen um einzelne Ausstellungen und Einzelheiten, wie die Frage nach der vertragsgemäßen Fortsetzung der Tournee, greifbar – und Korowins verfolgtes Anliegen offenbar.

In der Gesamtschau hinterlässt die Untersuchung über deutsch-russische Ausstellungen im Kalten Krieg somit einen gemischten Eindruck: Einerseits eröffnet sie diesen spannenden Themenbereich und zeichnet die Diskussionen des bundesrepublikanischen Feuilletons nach. Gleichzeitig wäre eine stringendere Medienanalyse, die die Grundlage für die Urteile über die Ausstellungsprojekte, die sowjetische Avantgarde und dem damit verbundenen Russen-Boom konzier nachzeichnen hätte können, zielführender gewesen. Wer sich für das Zustandekommen von Ausstellungen von den siebziger Jahren bis 1990 auf der Ebene der nichtstaatlichen Akteurinnen und Akteure und die Rezeption in (vor allem westdeutschen) Tages- und Wochenzeitungen interessiert, wird diese Arbeit mit Gewinn lesen.

ERNST WAWRA

Göttingen

Antike und Klassizismus – Drevnost' i klassicizm. Winckelmanns Erbe in Russland – Nasledie Vinkel'mana v Rossii. Akten des internationalen Kongresses, St. Petersburg, 30. September – 1. Oktober 2015

Hrsg. von Max Kunze und Konstantin Lappo-Danilevskij. Petersburg: Imhof; Ruhpolding, Mainz: Rutzen, 2017. 296 S., zahlr. Abb. = Cyriacus. Studien zur Rezeption der Antike, 10. ISBN: 978-3-447-10530-9.

Johann Joachim Winckelmann (1717–1768) gilt als Begründer der klassischen Altertumswissenschaften, wobei er die griechische antike Kunst der römischen vorzog. Die von ihm für die Beschreibung der idealischen Schönheit antiker Kunstwerke benutzten Worte „edle Einfalt und stille Größe“ – die er bewusst gegen den verspielten und überladenen Barock seiner Zeit setzte – wurden zu einem der Kernsätze der klassizistischen Kunstlehre.

Mit Blick auf die Winckelmann-Jubiläen 2017 (300. Geburtstag) und 2018 (250. Todestag) erforschte die Winckelmann-Gesellschaft in den letzten Jahren schwerpunktmäßig die europäische Wirkung und Rezeption des Gelehrten im 18. und 19. Jahrhundert. Eine 2015 in St. Petersburg stattfindende Tagung hatte die Winckelmann-

Rezeption in Russland seit Katharina II. zum Thema. Winckelmann selbst hat das Zarenreich nie bereist.

Der zugehörige Tagungsband, herausgegeben von Max Kunze (Präsident der Winckelmann-Gesellschaft, Stendal) und Konstantin Lappo-Danilevskij (Puškinskij-Dom, St. Petersburg) erschien 2017 als zehnter Band in der Reihe *Cyriacus. Studien zur Rezeption der Antike* in den Verlagen Michael Imhof und Franz Philipp Rutzen. Der Band umfasst 296 Seiten, ist reich bebildert und durchweg zweisprachig russisch-deutsch. Insgesamt 17 Autorinnen und Autoren, davon die überwiegende Mehrheit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus St. Petersburg und Moskau, begeben sich darin auf eine breitgefächerte Spurensuche.

Der einleitende Aufsatz von LAPPO-DANILEVSKIJ („Russische Winckelmann-Rezeption: Chronologie und Spezifika“) unterscheidet drei Perioden der Winckelmann-Rezeption in Russland: Bis 1789 gibt es hauptsächlich eine bloße Aneignung seiner Ideen und seiner Werteskala. Dies geschieht oftmals nur mittelbar, durch die Lektüre westlicher, unter dem Einfluss Winckelmans schreibender Autoren (z. B. Louis de Jaucourt). Nur wenige Abhandlungen Winckelmans sind in Russland in geringer Auflage und in französischer Übersetzung verfügbar. Der Kreis der Rezipierenden beschränkt sich auf das Umfeld der Akademie und auf einige kunstinteressierte Intellektuelle, die nicht selten während einer Westeuropareise erstmals mit der Werteskala Winckelmans in Kontakt kommen.

Mit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts beginnen die zunehmende Verbreitung und die intensive Auseinandersetzung mit den Texten und Ideen des deutschen Gelehrten in Russland, maßgeblich gefördert durch Angehörige der Moskauer Universität und der Akademie der Schönen Künste in St. Petersburg. Zunächst erscheinen jedoch nur ausgewählte Aufsätze in russischer Übersetzung, so 1791 die Beschreibung des Apolls von Belvedere aus der *Geschichte der Kunst des Alterthums*. Das *Sendschreiben von den Herculianischen Entdeckungen* erscheint sogar erst 30 Jahre nach der deutschsprachigen Drucklegung in gekürzter Form in russischer Sprache (GALINA KOSMOLINSKAJA: „Die erste Bekanntschaft der russischen Leser mit Winckelmans *Sendschreiben* ...“). Im 19. Jahrhundert wird Winckelmann zwar weiterhin als „Entdecker der wahren Antike“ gefeiert, doch beginnt zunehmend eine kritische Beschäftigung mit seinem Werk, da zahlreiche archäologische Funde die Einseitigkeit seiner Interpretationsansätze aufzeigen.

Die besondere Wertschätzung in Russland ist auch daran zu erkennen, dass die Öffentliche Bibliothek in St. Petersburg 1851 Winckelmans ersten handschriftlichen Entwurf für die *Gedancken über die Nachahmung der Griechischen Wercke in der Malerey und Bildhauer-Kunst* erwirbt. Anhand des Vergleichs des aus zwei Fassungen bestehenden sogenannten Petersburger Entwurfs mit der Druckfassung erläutert MAX KUNZE („Die Erstfassungen der *Gedancken über die Nachahmung der Griechischen Wercke* ...“) die Arbeitsweise Winckelmans.

Trotz der Popularität des Gelehrten bleiben die Ankäufe antiker Skulpturen in Russland in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zahlenmäßig weit hinter der Erwerbung von Gemälden und geschnittenen Steinen zurück. ANNA TROFIMOVA („J. J. Winckelmann und die Sammlung antiker Skulpturen der Ermitage“) macht deutlich, dass antike Statuen in Russland bis dahin fast ausschließlich zur Verzierung von Parks und Palästen gedient haben. Erst Katharina II. beginnt mit dem Aufbau einer Sammlung. Ihre Kunstagenten sind in ganz Westeuropa verteilt. Trofimova zeigt, wie sehr der Einfluss von Winckelmans „edler Einfalt und stiller Größe“ die Auswahl der Ankäufe bestimmt.

Zarin Katharina II. selbst scheint vor allem durch Diderot an den Werken Winckelmans Interesse gefunden zu haben. In der kaiserlichen Bibliothek befindet sich eine repräsentative Auswahl an Werkausgaben Winckelmans, von denen einige auf persönlichen Wunsch der Zarin angeschafft worden waren. JULIJA BALACHANOVA („Werkausgaben von J. J. Winckelmann in der Bibliothek der russischen Zarin Katharina II. ...“) legt dar, wie sehr diese Katharina beim Ankauf von Kunstwerken beeinflusst haben. So erwirbt Katharina u. a. mehrere Gemälde und Kartons von Anton Raphael Mengs, in dessen Werk sich am einprägsamsten die von Winckelmann formulierten Ideen des Neoklassizismus wiederfinden, wie VERONIKA-IRINA BOGDAN („Die Bedeutung der Werke von A. R. Mengs ...“) darlegt.

Der mehrjährige Briefwechsel Katharinas II. mit Friedrich Grimm veranschaulicht ein weiteres Mal die Begeisterung der Kaiserin für die Ideen Winckelmans. Dieser ist letztendlich auch die Kopie der Loggien Raffaels in der Eremitage in St. Petersburg geschuldet, deren Entstehungsgeschichte IRINA LAGUTINA („J. J. Winckelmann im Briefwechsel von Katharina II. mit F. M. Grimm“) nachgeht. Nach Winckelmann war nur Raffael in der Lage, den wahren Charakter der Alten zu empfinden, so dass seine Werke jene stille Einfalt und edle Größe der antiken Vorbilder besitzen.

Besonderen Verdienst bei der Verbreitung des Winckelmanschen Gedankenguts und bei der Herausgabe seines Werkes erwirbt dessen langjähriger Freund und Weggefährte, Johann Friedrich Reiffenstein. Durch die Vermittlung Šuvalovs und Melchior Grimms in Kontakt mit dem kaiserlich russischen Hof gekommen, wird Reiffenstein 1778 zum römischen Kunstagenten Katharinas II. ernannt. VOLKER HEENES („Johann Friedrich Reiffenstein [...] – Kunstagent, Antiquar und Hofrat: Seine vielfältigen Beziehungen nach St. Petersburg“) zeigt auf, dass Reiffenstein bei der Vermittlung bedeutender Gemälde nach St. Petersburg (Jakob Philipp Hackerts Serie zum Seesieg bei Česme; Gemälde von Anton Raphael Mengs) eine wichtige Rolle spielt. Reiffenstein ist es auch, der gegenüber Grimm – und damit indirekt an die Zarin gewandt – die Idee eines „vierten Roms und eines zweiten Vatikans für die Galerie im kaiserlichen Winterpalast“ entwickelt und hierbei den Loggien Raffaels eine zentrale Bedeutung beimisst. 1779 vermittelt er die italienischen Architekten Giacomo Quarenghi und Giacomo Trombara nach St. Petersburg, die mit

ihren klassizistischen, an der Antike orientierten Entwürfen das Stadtbild der russischen Metropole nachhaltig prägen.

Wie sehr die Ausbildung an der Akademie der Künste in St. Petersburg vom Geiste Winckelmanns geprägt ist, zeigt EKATERINA ANDREEVA („Die Bedeutung der Sammlung von ‚Gipsantiken‘ der Kaiserlichen Akademie der Künste ...“): Gipsabgüsse antiker Statuen dienen auch hier als Lehrmaterial, wird doch die Nachahmung der Alten von Winckelmann als einziger Weg zur Schaffung großer Kunstwerke genannt. Von den 70 Abgüssen in der akademischen Sammlung werden über 40 in den Werken Winckelmanns beschrieben und interpretiert.

Vom Staat finanzierte Auslandsaufenthalte der Akademieabsolventen, bei denen das Studium der antiken Skulptur im Vordergrund steht, haben ebenfalls zum Ziel, sich dem plastischen Denken der antiken Meister anzunähern. Die Hochreliefs und Statuen an der ab 1806 nach Plänen Zacharovs errichteten Admiralität in St. Petersburg zeigen nach ELENA KARPOVA („Der Klassizismus in der russischen Plastik ...“) in ihrer „wahrhaft antiken Größe“ den Erfolg dieses Projekts.

Ein weiteres bedeutendes und anschauliches Beispiel für die Winckelmann-Rezeption in Russland ist die Neue Eremitage in St. Petersburg, zwischen 1839 und 1851 nach Plänen des Münchener Architekten Leo von Klenze, einem Bewunderer Winckelmanns, errichtet. Im Inneren beeindrucken Farbigkeit und dekorative Pracht die Besucherin und den Besucher. Die weißen Statuen im Antikensaal sind vor rotem Stuckmarmor aufgestellt, um die Wirkung ihrer Kontur zu betonen – eine ästhetische Forderung, die bereits Winckelmann erhoben hatte. An der Hauptfassade steht die Statue Winckelmanns – wenn auch ohne Porträtähnlichkeit – in einer Reihe mit den Figuren antiker griechischer Bildhauer und nachantiker Graphiker (KATHRIN SCHADE: „Leo von Klenze und die Winckelmann-Statue in der Fassade der Neuen Ermitage im Kontext der Bildnisstatuen“).

RODOLPHE BAUDIN („Der Herausbildung des Klassischen Geschmacks in der Russischen Literatur des 18. Jahrhunderts ...“) zeigt am Beispiel von Nikolaj Karamzins *Briefen eines russischen Reisenden* wie sehr russische Schriftsteller und Historiker von der von Winckelmann postulierten Vorbildfunktion der Antike beeinflusst waren. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt auch ANNA USPENSKAJA („Apollo – Der Sieger über den Python. Winckelmanns Gedankengut in der Dichtung und Publizistik von A. A. Fet“). Fets Gedicht *Venus von Milo* rezipiere mit dem Pathos des Entzückens und mit der Betonung der antiken Schönheit als ethisches Ideal Winckelmanns Beschreibung des Apollo von Belvedere. Wie bei dem deutschen Gelehrten habe die Antike bei Fet eine Vorbildfunktion, zu deren Nachahmung aufgefordert werde. Ziel sei die Herausbildung einer geistig-moralischen Elite in Russland, die an die gemeinsamen kulturellen Wurzeln mit Europa anknüpfe und Russland in die europäische Völkerfamilie integriere. In einem Essay fordert Fet deshalb auch die Wiederaufnahme der klassischen Sprachen ins Lehrprogramm der Gymnasien.

Wie breit gefächert der Einfluss und der Bekanntheitsgrad des Winckelmannschen Gedankenguts in Russland ist, beschreibt IL'JA DORONČENKOV („Winckelmann und Gleb Uspenskij – eine mögliche Analogie“) anhand des den *Narodniki* nahestehenden Schriftstellers Gleb Uspenskij. Dessen Held in der Erzählung *Aufgerichtet* erfährt bei der Betrachtung der *Venus von Milo* eine nahezu religiöse Verwandlung. Die als vollkommen empfundene Schönheit der Figur lässt ihn seiner eigenen Würde bewusst werden.

Winckelmann und seine Schriften gehören auch zum Bildungskanon der Studenten der 1802 wieder gegründeten Universität Dorpat, wie MARKUS KÄFER darlegt („Die Winckelmann-Rede Karl Morgensterns [...] im Kontext der Wiedergründung der Dorpater Universität durch Alexander I.“). Morgenstern, Oberster Vertreter der Schulkommission der Universität, nennt in seiner berühmten Festtagsrede vor Studenten der Universität 1803 Winckelmann als großes Vorbild – sowohl hinsichtlich seines sozialen Aufstiegs durch ständiges Lernen als auch wegen seines gründlichen Antikenstudiums. Denn nur die Antike biete „wirksame Hilfsmittel [...], um die eigene „intellectuelle, moralische und ästhetische Cultur“ zu entwickeln.

Zusammenfassend betrachtet zeigt der gut lesbare Tagungsband, dass die Rezeption Winckelmannschen Gedankengutes in allen Bereichen der Wissenschafts-, Kultur-, Kunst- und Bildungsgeschichte Russlands im 18. und 19. Jahrhundert anzutreffen ist. Oftmals fungieren westliche Künstler und Gelehrte als Vermittler. Russischerseits wird die von Winckelmann geforderte Orientierung an der griechischen Antike auch als Weg verstanden, an das europäische Erbe Russlands anzuknüpfen.

CORNELIA SKODOCK
Hannover

Alba Ruscia. Belorusskie zemli na perekrestke kul'tur i civilizacij (X–XVI vv.) [Alba Ruscia. Die belorusischen Länder an der Wegkreuzung der Kulturen und Zivilisationen (10.–16. Jahrhundert)]

Otv. red. Aleksej V. Martynjuk. Moskva: Kvadriga, 2015. 255 S., 20 Abb., Tab. = Istoričeskie issledovanija. ISBN: 978-5-91791-182-3.

The recently published collection of studies by young historians from Belarus *Alba Ruscia: at the Crossroads of Cultures and Civilizations, X–XVI centuries* offers interesting new insights and touches upon little explored aspects of the medieval cultural history of Belarus. The volume opens with a short introduction by its editor, Alexei Martyniuk, in which he delineates its main methodological approaches. Martyniuk describes the studies in the volume as an attempt at a “global history” of Belarus. According to Martyniuk the concept and the research agenda of such a global history are to be grounded on three key principles:

First, it must go beyond the narrow focus of the present-day national historical narratives of an East European medieval past. Second, it proposes to shift the focus of research from communities to biographies and histories of individuals. The emphasis on biography and the individual in history is significant because it helps to situate better Belarus' past within the multiple and interconnected contexts of East European and Eurasian history. Third, it tends to highlight how medieval people themselves viewed and perceived their world by drawing special attention to the wider uses of visual sources in research.

ALEXEI MARTYNIUK himself has contributed two essays to the volume. The first discusses the beginnings of the terms White Rus' and White Rus'ians in Latin and German-speaking medieval sources. The author analyses two texts that can probably be taken as the earliest evidence referring to these terms. The *Descriptiones terrarum* (Description of lands), an anonymous geographical treatise, dates back to the mid-13th century. The author of the *Description* mentions a certain Vaislanum, his colleague, who preached in the land of "White Ruscia" ("Alba Ruscia"). Martyniuk tries to identify Vaislanus as one brother Valasco, a Franciscan and the papal legate sent by the Papal Curia to help to negotiate the terms of peace between the Czech king Přemysl Ottokar II and the Hungarian king Bela IV in 1254. Martyniuk also proposes an interesting hypothesis about the origin of the earliest reference to the term "Weizzen Ruezzen" in the description of the battle of Izborsk by the Austrian poet Peter Suchenwirt (1349). He contends that the designations of "colour" in the geographical descriptions of Rus' and its people by German-speaking authors were added under the influence of the similar Hungarian practice of geographical name-giving. Thus, the term "White Rus'ians" emerged at the intersection of the cultural experience of the Austrian knights who had taken part in crusading on the periphery of eastern Europe on the one hand, and the Hungarian cultural tradition of the uses of "colour" in the designation of ethnic groups and lands on the other.

In his second essay Martyniuk deals with the description of the 15th-century lands of Rus' in the *Histories* of the last distinguished Byzantine historian Laonikos Chalkokondyles, whose historical work covers the period from 1298 to 1463. Martyniuk discusses in detail the geographical locations, events and persons that the Byzantine author mentions in his historical narrative about fifteenth-century Lithuania and Rus'. Martyniuk suggests that the evidence about the region found in Chalkokondyles's history came from an informant captured by the Turks in the battle of Warna in 1444.

Several other essays continue with this line of investigation by examining the geographical imagery and historical representations of medieval Rus' and its Belarusian areas in Western medieval sources. ANTON KOVALEV writes about the medieval geographical treatise *Descriptio Europae Orientalis* (Description of Eastern Europe) and its author. VALERIA NOVOSELOVA has contributed an essay about the life and professional activity of Abraham Cresques, the maker of the famous Catalanian portolan from the

beginning of the 14th century. FILIP PODBEREZKIN analyses the historical image of Lithuania and lands of Rus' in the writings of the prominent German humanist and historian Albert Kranz.

Another research focus is on the histories of families and individuals who are in various ways representative of the cultural and ethnic interconnectedness of medieval Belarus. MARIA SAMONOVA writes about Rohvolod and Rohneda, the founders of the ducal dynasty of the town and principality of Polatsk. Samonova's interpretation follows received historiographic views of the Polatsk rulers as representatives of one of the two earliest Scandinavian dynasties (together with the Rurikids) among the Eastern Slavs who established their power in the region during the first half and the middle of the 10th century. The author analyses the possible meanings and origins of the names of the first Polatsk rulers. In this way she attempts a tentative reconstruction of their genealogical ties with other kin groups of the Scandinavian aristocracy. According to Samonova, the high rank of the Polatsk rulers among the Scandinavian elite was an important prerequisite for their special relationships with the Rurikids and the semi-independent political status of their principality within the Rus' polity.

RODION POPEL offers a biographical sketch of Duke Mykhail (Mykhailushko), son of the Grand Duke of Lithuania Zhygyмонт Keistutovych who was murdered in 1440. Mykhailushko's life and activity reflect well the stormy circumstances of political events in mid-15th-century Eastern Europe and provide a good example of the wandering exiled duke, who frequently switched political allegiances while seeking assistance and protection in his struggle to regain the status and power he lost after the violent death of his father.

In two very interesting essays ALYONA LUBAYA deals with a variety of political connections between the Grand Duchy of Lithuania and the Tatar polities that succeeded the Golden Horde. The first essay illuminates the role of exiled members of the ruling families in establishing and maintaining political contacts and alliances across cultural and religious boundaries in the region. Lubaya traces the life of Sheikh Ahmed, the last ruler of the Great Horde, who had been defeated by the Crimean Khan Mengli I Giray and subsequently sought political refuge at the court of the Lithuanian Grand Duke Alexander. The second essay is a wide-ranging, detailed and fascinating biography of Duke Ibrahim ben Timer, the founder of the ducal family of Iushynski and one of the political leaders of the Lithuanian Tatars on the eve of the 16th century. Lyubaya discusses the kin ties of Ibrahim's family with the aristocracy of the Volga and Crimean Tatars, the different versions and uses of his name, his political career in the Grand Duchy of Lithuania, including his multiple diplomatic missions on behalf of the Grand Duke to the Crimean Khanate and the Great Horde, his service to the Grand Duke as an official translator at the ducal chancellery, his status in the political hierarchy of the Grand Duchy, and the rivalry with other Tatar aristocratic families for the political leadership among the

Lithuanian Tatars. In addition, the essay provides interesting glimpses of Ibrahim's role as a mullah and a religious leader of the Lithuanian Tatars.

Three other essays are devoted to individuals who played a distinguished role in the life of the Orthodox Church in Eastern Europe during the period from the 14th to the 16th century. OLEG GOLUBEV highlights the cultural and ideological aspects of the relationships between the Constantinople patriarch Filofey and the Lithuanian Grand Duke Algirdas (Olgerd) in the mid-14th century. IURII AFANASENSKO provides an overview and discussion of different opinions found in the historiography of the beginnings and the ethnic background of the family of the Kyiv metropolitan Gregory Tsamblak (relating to the period from the end of the 14th to the beginning of the 15th century). NATALIA HARKOVICH revisits the case of the heresy of Stefan Zyzanii, one of the leading figures of Ruthenian religious life in Poland-Lithuania at the end of the 16th century. Thus Harkovich addresses some of the crucial issues of the crisis, revival and doctrinal influences of Catholicism in contemporary Ruthenian Orthodox religious and ecclesiastical life. Finally, OLEG EVSTRATIEV widens the geographical scope of topics addressed in the volume by outlining the life and political activity of Jakob Kettler, the 17th-century Herzog of Kurland.

JURIY ZAZULIAK

Gießen

European Regions and Boundaries. A Conceptual History

Ed. by Diana Mishkova and Balázs Trencsényi. New York, Oxford: Berghahn, 2017. VII, 401 S., 10 Abb. = European Conceptual History. ISBN: 978-1-78533-584-6.

Conceiving the world as a collection of regions is so familiar and automatic as to seem, on its face, a kind of universal human mental practice. For scholars of European history, culture, and politics, unpacking this issue – particularly with students – is both challenging and rewarding, as it requires acknowledgement of the influence of regionalization on the very language we use to critique it. For even if one issues a caveat about this regionalization being, at the very least, central specifically to Europe's historical and contemporary experience, one still depends on regionalized thinking. And indeed, without making any comparison with other global spaces, it is clear that most notions of Europe feature hyper-regionalization. In this regard, Diana Mishkova's and Balázs Trencsényi's collection, *European Regions and Boundaries: A Conceptual History*, shows us that Hermann Keyserling's famous quip that "if the Balkans did not exist, they would have to be invented" can be applied to every place deemed remotely European: *all* of Europe's regions have had to be

invented because, of course, no region exists innately and all regions have been created to serve some purpose.

The goal of Mishkova's and Trencsényi's anthology is rather broad, although they take great care in laying out and organizing their approach to it. In fact, the editors' framing is perhaps more careful and ornate than is necessary for a project of this kind, but the breadth of their knowledge and their intellectual sophistication is evident. In their words, they intend the collected essays to demonstrate "how European transnational historical (meso)regions have been, and are being, conceptualized and delimited over time, across different disciplines and academic traditions, in different fields of activity and national/regional contexts" (p. 2). The book is neatly organized into two categories: first, ten essays on the "European mesoregions" Mishkova and Trencsényi have identified and selected, and, second, seven broader-themed essays on what they describe as "disciplinary traditions of regionalization" (p. 2). Their introduction also provides some useful glosses on the created and recreated nature of regions, regionalization, and regionalism associated with European history and culture.

The ten essays collected in the first section ("European mesoregions") are collectively comprehensive and individually of high quality. In order, the chapters address: Western Europe, Scandinavia/*Norden*, the Baltic, the Mediterranean, Southern Europe, Iberia, the Balkans/Southeastern Europe, Central Europe, Eastern Europe, and Eurasia. The care the editors have taken in scope, organization, and format is readily apparent, with the reader gaining insights from each author that can be recalled when reading later chapters or, alternatively, can be used to refer back to earlier chapters. This holds the potential to impart to readers who are new to the field a sense that they are progressively mastering the topic. If this collection were assigned in an advanced undergraduate course or a graduate survey, this attribute would likely make it a popular and much-discussed book among students and their instructor. The book's high price in hardcover form is, however, a deterrent for such purposes. The publisher does provide some options for less expensive electronic versions, and hopefully a paperback edition would bring the price down to the level where instructors can responsibly assign it.

One of the key insights one gains in Mishkova's and Trencsényi's engagement of Europe's mesoregions are the specific paths by which certain places in Europe came to serve as mechanisms imparting certain statuses to those inhabiting them, whether in terms of cachet, infamy, or something else. STEFAN BERGER's chapter on Western Europe and, in a more complicated manner, MARJA JALAVA's and BO STRÄTH's chapter on Scandinavia/*Norden* provide concise yet information-packed historical analyses on the way that these places developed into the powerhouses of cultural capital that they are today. Conversely, FRITHJOF BENJAMIN SCHENK's excellent chapter on Eastern Europe describes how that part of Europe came to be, as he puts it, "apparently the only mesoregion on the mental maps of Europe without any significant potential or appeal as

a concept of collective self-identification” (p. 189). Schenk’s insights are likely to connect to many readers’ lived experiences. Eastern Europe’s putative inhabitants are deeply aware of their assigned, subdominant status in Europe, often finding ingenious ways to mitigate their belonging or remove themselves, through geographical or hermeneutical contortions, from the negative spatial category that the fate of their birth has assigned them to. This aspect can also be seen in the last pages of DIANA MISHKOVA’s contribution to the volume on discourse on the Balkans/Southeastern Europe, which she notes features an increasingly less consequential “political Balkans” vs. an increasingly consequential “cultural Balkans” (pp. 160–162). The first of these is a region whose historical liminality has been altered by the political resolutions of the Yugoslav Wars and the rise of EU influence in the region, while the second is a region in which liminality is at the very center of cultural production and self-identification (whether in terms of art, music, film, literature, or otherwise).

The second part of Mishkova’s and Trencsényi’s collection (“disciplinary traditions of regionalization”) features chapters examining the European regionalization through the lenses of several key areas of scholarship: European History, Political Geography and Geopolitics, Economics, Historical Demography, Linguistics, Literary History, and Art History. Several of these chapters perform admirable feats of bibliographical deconstruction, such as STEFAN TROEBST’s careful analysis of regionalization in multivolume and single volume histories of Europe published in a variety of languages. His comment that “in histories of post-1945 Europe the equation ‘Europe = Western Europe + appendices’ prevails” is a tidy distillation of a complex problem, often discussed at great length but rarely spelled out with such effect and, indeed, truth (p. 245). Likewise, ATTILA MELEGH’s chapter on historical demography is so straightforwardly written as to be useful as a primer on the topic and, at the same time, contains such depth as to serve as a comprehensive guide for further reading. Although few will approach all seven chapters with equal interest and comprehension, the diligent reader is rewarded with a greater sense of, first, the range of regionalizing processes employed in academe and, second, the hold that regionalized thinking has on all scholars of Europe.

All told, Mishkova and Trencsényi have put together an impressive collection, the chapter authors have on the whole provided learned and insightful pieces, and Berghahn’s production team has created an attractive book. The volume’s index is less comprehensive than ideal, particularly for a topic that will likely lead readers to search for discussions of their own interests across chapters, but close readers will find few errors in the text or confusions in the layout. Book prices matter these days – that is, in terms of the limitations scholars face when choosing which books to acquire for their institutions, their own libraries, or, especially, for their classes. But the intellectual value of the scholarship found in this collection is clear, and there is little doubt that for certain scholars it will prove

exciting and essential. In this regard, *European Regions and Boundaries: A Conceptual History* has much to recommend it.

LESLIE ROGNE SCHUMACHER

Philadelphia, PA

Deutschland – Russland. Stationen gemeinsamer Geschichte – Orte der Erinnerung. Band 1: Das 18. Jahrhundert

Hrsg. von Horst Möller, Claus Scharf, Wassili Dudarew und Maja Lawrinowitsch. Berlin: De Gruyter Oldenbourg, 2018. 410 S., 78 Abb. ISBN: 978-3-11-034835-4.

Vier Jahre nach Band III über Deutschland und Russland im 20. Jahrhundert (vgl. die Rezension dazu von Andreas Hilger in: jgo.e-reviews 2 [2015], 4, S. 25–27) erschien der dem „langen 18. Jahrhundert“ gewidmete Teil des auf drei Bände veranschlagten Gemeinschaftswerks deutscher und russischer Autorinnen und Autoren zu den *Stationen gemeinsamer Geschichte und den Orten der Erinnerung*. Auch dieser Band ist für ein breites Publikum bestimmt. Die didaktische Beratung durch Robert Maier (Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung Braunschweig) bewirkt, dass die Publikation in ihrer Gestaltung in vielem an ein Schullehrbuch erinnert. So werden Textüberschriften und ausgewählte Quellen in farbigen Blöcken präsentiert: Blau markiert Ereignisse vorwiegend der deutschen Entwicklung, Rot solche der russischen Geschichte, Gelb steht für internationale Ereignisse, Grün für Gesellschaft und Kultur, wobei sicher noch mannigfache Überschneidungen und Kombinationen denkbar sind. In den „Info“-Kästchen sind Mitteilungen über Personen wie Samuel Pufendorf (S. 18), die Stammtafel der Romanovs (S. 130–131) oder Begriffsklärungen wie „Musenhof“ (S. 316) zu finden, auf S. 159 sind kleine Portraits bedeutender Zeitgenossen wie Papst Benedikt XIV., Friedrich II. von Preußen, Karl Albrecht von Bayern und Maria Theresia von Österreich zu betrachten.

Die acht Autorinnen und sieben Autoren russischer Herkunft (einige von ihnen leben außerhalb Russlands) sind in der Überzahl. Sie verfassten mit sieben deutschen Wissenschaftlern insgesamt 36 Aufsätze. Von den Russlandhistorikern erarbeitete Claus Scharf als wohl bester deutscher Kenner der Ära Katharinas II. allein vierzehn Beiträge als Haupt- oder Koautor. Auf den S. 405–406 werden alle Beteiligten kurz mit ihren Arbeitsgebieten vorgestellt.

Während mit dem Partner „Russland“ das multiethnische Russländische Reich (seit 1721 Imperium) gemeint ist, war „Deutschland“, der andere Partner, im 18. Jahrhundert noch in eine Vielzahl von Staaten zersplittert, wie KIRILL LEWINSON und HELMUT

NEUHAUS in einem gemeinsam verfassten Artikel über die Verfassung des Alten Reiches verdeutlichen. Für die Vorstellung des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation und Preußens konnten ausgewiesene Spezialisten gewonnen werden (HELMUT NEUHAUS sowie HORST MÖLLER, WOLFGANG NEUGEBAUER und FRANK-LOTHAR KROLL). Die Reichsterritorien Holstein, Hannover, Braunschweig-Wolfenbüttel, Baden, Württemberg und Sachsen-Weimar sowie auch Österreich unter Maria Theresia, Joseph II. und Franz II. (OLGA CHAWANOWA) werden thematisiert. Die dynastischen Heiratsverbindungen mit zumeist protestantischen deutschen Fürstenhäusern untersuchen NIKOLAI PETRUCHINZEW, SERGEI ISKJUL und CLAUS SCHARF. Für die Beziehungen Russlands zu Sachsen fehlt allerdings eine eigene Studie, obwohl es hier umfangreiche Vorarbeiten gibt. Dafür greifen MICHAEL G. MÜLLER und BORIS NOSSOW für ihre Darstellung der drei Teilungen der zeitweise mit Sachsen in Personalunion verbundenen polnisch-litauischen Wahlmonarchie das Konzept Klaus Zernacks von der „negativen Polenpolitik“ auf.

Die Politik-, die Diplomatie- und die Dynastiegeschichte, die allesamt eine Einbettung in europäische Zusammenhänge verlangen, stehen, einer Forschungstradition beider Länder entsprechend, im Vordergrund. Ideen-, literatur- und kulturgeschichtliche Aufsätze gelten herausragenden Persönlichkeiten. Gottfried Wilhelm Leibniz (SERGEI ISKJUL, KIRILL OSPOWAT) und Nikolaj Michajlovič Karamzin (FRANK-LOTHAR KROLL, ANDREI KOSTIN) erhielten ihrer besonderen Bedeutung gemäß gleich zwei Beiträge je eines deutschen und eines russischen Autors. Der Leser ist zu Gast bei Herzogin Anna Amalia und den Vertreterinnen und Vertretern der „Weimarer Klassik“ (HORST MÖLLER, JEKATERINA DMITRIJEWA).

Über Wirtschaft und Handel wurden hingegen keine eigenen Beiträge verfasst, obwohl etwa die Preußisch-Russische Handelskompanie 1724 bis 1738, die Hafenstädte an der Ostsee sowie die österreichischen und russischen Bemühungen um die Beherrschung des Schwarzmeerraumes wichtige Themen dargestellt hätten. Jedoch fehlen hier offenbar neuere synthetische Forschungen. Auch die inzwischen gut untersuchte deutsche Kolonisation in der Wolga-Region und in Südrussland hätte thematisiert werden können, was sicher ein breiteres Publikum angesprochen hätte.

Die Darstellung bezieht, die Schwelle zum 19. Jahrhundert überschreitend, die Zeit der Napoleonischen Kriege ein, als die Folgen der Französischen Revolution für Europa verstärkt zum Tragen kamen. Ausgewiesene Fachleute können dabei aus eigenen Forschungen schöpfen. Sergei Iskjul hatte 2007 die fundamentale, 848 Seiten umfassende Monographie *Vojna i mir v Rossii 1812 goda* vorgelegt und Claus Scharf im Jahr 2000 das Buch des Arztes Anton Wilhelm Nordhof über die Zerstörung Moskaus 1812 kommentiert und herausgegeben.

LORENZ ERREN fragt in seiner kritischen Rezension dieses Bandes, das konzeptionelle Vorgehen des herausgebenden Teams anzweifelnd: „Welchen Mehrwert bringt es, dass die meisten Kapitel von einem deutsch-russischen Autorenpaar verfasst wurden?“

(<http://www.sehepunkte.de/2018/05/31401.html>, letzter Zugriff: 6.4.2019). In den gemeinsam von Spezialistinnen und Spezialisten beider Länder verfassten Aufsätzen kommen deren spezifische Kenntnisse zum Tragen. Die Bemühungen deutscher und russischer Forscher führen dazu, dass der neueste Forschungsstand in den meisten Beiträgen erfasst wird, auf die Auswahl Literatur wird in grauen Blöcken am Schluss der Beiträge verwiesen. So ist die von Maksim Jur'evič Anisimov verfasste, 2014 in Moskau erschienene Arbeit *Semiletnjaja vojna i rossijskaja diplomatija v 1756–1763 gg.* ausgewertet worden, in ihrem Überblick über den „Normannenstreit“ verweisen KIRILL OSPOWAT und CLAUS SCHARF auf die neuen Forschungen von Birgit Scholz und Peter Hoffmann zu diesem Thema. OLGA CHAWANOVA konnte als russische Kennerin der Habsburger Monarchie noch die grundlegende Biographie Maria Theresias von Barbara Stollberg-Rilinger einbeziehen, von der im Jubiläumsjahr 2017 gleich vier Auflagen erschienen. In mehreren Beiträgen liefern die Autorinnen und Autoren Überlegungen, die weitere Forschungen anstoßen können, so wenn sie auf die „Instabilität“ auf der Herrscherebene als ein europäisches Problem verweisen, das um 1740 eben nicht nur Russland und Österreich betraf (AXEL GOTTHARD, SERGEI POLSKOI, S. 149–160). IGOR FEDJUKIN und MANFRED HILDERMEIER halten die These „vom 18. Jahrhundert als einer Epoche der Säkularisierung“ für „zutiefst falsch“, vielmehr sei die Religiosität vorherrschend geblieben und habe die soziale Disziplinierung maßgeblich ausgelöst (S. 51).

Wem in diesem Band die beiderseitigen Fremd- und Feindbilder zu kurz kommen sollten, der sei auf die grünen und roten Bände der von Lew Kopelew herausgegebenen Reihe *West-Östliche Spiegelungen* verwiesen (siehe die beiden, 1987 resp. 1992 in München erschienenen Bände zum 18. Jahrhundert), in denen die Freude über die Entdeckung zahlreicher positiv besetzter Traditionen der deutsch-russischen Beziehungen überwiegt. In dem hier besprochenen Band wird allerdings nicht nur eine „Erfolgsgeschichte“ geboten, sondern etwa in dem Abschnitt „Die Nöte und Lasten des Krieges“ (AXEL GOTTHARD, SERGEI POLSKOI) auch auf die militärischen Konfrontationen, die Rücksichtslosigkeit der Kriegführung Burchard Christoph Münnichs oder das katastrophale Hasardspiel Friedrichs II. hingewiesen.

Es soll hier unterstrichen werden, dass gerade die Zusammenarbeit deutscher und russischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu einem beträchtlichen Erkenntnisgewinn für beide Seiten geführt hat, wenn der Band auch nur dem des Deutschen mächtigen Lesepublikum zugänglich ist. In ihm fallen divergierende Sichtweisen im Vergleich zu dem Band über das todbringende Konfrontationen mit sich bringende 20. Jahrhundert naturgemäß kaum ins Gewicht. Vielmehr trug die Mischung von älteren und jüngeren Autorinnen und Autoren beider Länder dazu bei, dass sie sich teilweise gemeinsam Positionen erarbeiteten. So betonen etwa MAJA LAWROWITSCH und CLAUS SCHARF, dass die Bedeutung der Besuche des jungen Zaren Peter I. in der Moskauer *Nemeckaja sloboda* „eigentlich kein wissenschaftlicher Streitpunkt zwischen

russischen und deutschen Historikern“ sei. „Eher findet seit nunmehr drei Jahrhunderten das Problem keine Lösung“ (S. 45), was den Rezensenten insofern etwas verwundert, als an der herausragenden Bedeutung der Begegnungen des jungen Herrschers mit den Bewohnern der Deutschen Siedlung (F. Lefort, P. Gordon, F. Timmermans, A. Mons) wohl kein Zweifel bestehen kann.

Mitunter führt die Wiedergabe der Namen, die nicht im „Personen- und Ortsregister“ (S. 395–404) aufgeführt sind, zu Unklarheiten: So ist mit „Dominik Lichtenan“ (S. 160, 228) die in Basel gebürtige und jetzt in Paris tätige Francine-Dominique Liechtenhan, Autorin der Maßstäbe setzenden französischen Biographie *Pierre le Grand* (Paris 2015), gemeint. Eine Zeittafel im Anhang hilft den allgemein an der Beziehungsgeschichte interessierten Leserinnen und Lesern.

MICHAEL SCHIPPAN
Berlin

**Posol'skaia kniga po sviaziam Moskovskovo gosudarstva s Krymom
1567–1572** [Das Gesandtschaftsbuch bezüglich der Beziehungen des
Moskauer Staates mit der Krim 1567–1572]

Otv. red. M. V. Moiseev. Pod. teksta A. V. Malov i O. S. Smirnova. Stat'i i kommentarii A. V. Vinogradov, I. V. Zaitsev, A. V. Malov i M. V. Moiseev. Moskva: Fond "Russkie Vitiazii", 2016. 400 S. ISBN: 978-5-990-87-48-4-8.

In 1569 a joint Ottoman-Crimean expedition attempted to capture Astrakhan' on the lower Volga River, conquered by Muscovy in 1566; in 1571 a Crimean raid led by Khan Devlet-Girei reached Moscow and burned it to the ground; in 1572 another Crimean raid was decisively defeated by the Muscovites at the Battle of Molodi. Diplomatic book thirteen (RGADA, fond 128) on "Crimean affairs" (*krymskiye dela*) covers the first two of these momentous events and the run-up to the third. Although it has been used by scholars, most extensively by Aleksei Vladimirovich Vinogradov in volume two of his *Russko-Krymskie otnosheniia: 50-e – vtoraiia polovina 70-kh godov XVI veka* (2007), this first-class publication of the manuscript, complete with commentary and annotation, should make it available to a wide audience.

A slightly different team of scholars previously published the subsequent (and slightly overlapping) fourteenth book of "Crimean affairs" with a different publisher (*Posol'skaia kniga po sviaziam Moskovskovo gosudarstva s Krymom 1571–1577*. Otv. red. I. V. Zaitsev. Pod. teksta A. V. Malov, O. S. Smirnova i G. A. Tarasova. Stat'i i kommentarii A. V. Vinogradov, I. V. Zaitsev, O. S. Smirnova i V. N. Sokurov. Prilozheniia A. M. Galenko i I. A. Mustakimov. Moskva: Fond "Marzhdani", 2015). Unfortunately I

cannot confirm how accessible either publication is. As far as I can tell, the 1571–1577 volume is not listed in WorldCat, which lists only one copy (in the US) of the volume under review here, somehow omitting the Indiana University Library copy.

Posol'skaia kniga po sviaziam Moskovskovo gosudarstva s Krymom 1567–1572 begins with an article by MALOV (pp. 4–29) describing the manuscript and highlighting some of the text's salient features, including inter alia that Muscovy and the Crimean Khanate possessed the linguistic expertise to translate each other's communications, although Muscovite copyists were hardly consistent in transcribing Turkic names, and that Ivan IV answered epistles from female Gireeds with the same decorum as he did those of male.

However, Malov sometimes uses vocabulary not found in the manuscript, such as “Boyar Duma” (*Boyarskaia дума*) when the text says “all boyars,” or boyar “commissions” for the negotiating teams assigned to receive Crimea delegations, who are never conceptualized by that word. This is followed by MOSHKOVA's physical description of the manuscript and its watermarks (pp. 30–33).

VINOGRADOV's survey of Muscovite-Crimean relations (pp. 34–45) of course cannot equal his monograph in depth and detail. Here he concludes that Muscovite diplomacy could not have avoided a military confrontation with the Crimea in 1571–1572, and that the record clearly shows that Ivan himself was in charge of diplomacy with the Crimea, although he was aided by professional bureaucrats such as Ivan Viskovatyi, Andrei Vasil'ev and treasurer Nikita Funikov. How Ivan rewarded their faithful service goes unmentioned in this volume.

MOISEEV's essay (pp. 46–67) discusses Muscovite-Crimean relations from 1502–1571, although its title says from 1521 on. He expresses strong disagreement with the thesis of Leslie Collins (whose work in English is not cited) and Bulat Rakhimzianov that the Crimean Khanate was the successor state of the Juchid ulus's Great Horde (*Bol'shaia orda*). Khan Muxammed-Girei achieved only brief success in uniting Crimea, Kazan' and the Nogais, but otherwise Crimean aspirations were thwarted by the true heir of the Great Horde, the Astrakhan' Khanate, and its Nogai Tatar backers.

The publication of the text (pp. 68–354) will be of inestimable value in further studies of Muscovite and Crimean diplomacy and society. For example, from their choice of terminology, Muscovites perceived the Crimean political system as closer to their own than is assumed, and definitely would have found any description of Devlet-Girei as an “oriental despot” very wide off the mark.

Moiseev's comment (p. 199, end-note xliii, printed on p. 368) that the policy of the Russian state toward Islam was distinguished by its toleration is one-sided. It is true that Muscovy permitted Muslims to practice their faith in mosques located, for example, on the outskirts of Kazan'. However, the mosques had to be outside the city walls because Ivan had all Muslims expelled from Kazan'-city proper, where he shut down all mosques

and moved in Russians. If Ivan had no qualms at admitting these actions to the Crimeans, Moiseev should have taken them into account.

Let us hope that additional books of “Crimean affairs” will appear in print with the same high quality as *Posol'skaia kniga po sviaziam Moskovskovo gosudarstva s Krymom 1567–1572*.

CHARLES J. HALPERIN
Bloomington, IN

Meždu Moskvoy i Brjusselem [Zwischen Moskau und Brüssel]

Otv. red. K. V. Nikiforov i N. Ju. Kalašnikova. Moskva: Inslav RAN, 2016.
350 S. ISBN: 978-5-7576-0356-8.

Der vom Institut für Slavenkunde der Russländischen Akademie der Wissenschaften unter der Leitung von K. Nikiforov herausgegebene und der leitenden Mitarbeiterin des Instituts und profilierten Osteuropaexpertin E. Zadorožnjuk gewidmete Sammelband vereint 22 Kapitel vorwiegend Moskauer Historikerinnen und Historiker, Politologinnen und Politologen über die Entwicklung der Staaten Ostmittel- und Südosteuropas seit 1989, ihre postkommunistische Transformation, die euro-atlantische Integration und sich daraus ergebende Fragen des Verhältnisses zu Russland. Der Titel „Zwischen Moskau und Brüssel“ meint somit außenpolitische Orientierungen, erscheint aber gleichzeitig als historisierend, da seit 1999 die Mehrzahl der besprochenen Staaten längst dem Nordatlantischen Bündnis und der Europäischen Union (und somit „Brüssel“) beigetreten ist.

Der Band ist übersichtlich in vier Abschnitte gegliedert. Der erste, „Moskau, Brüssel und die europäische Peripherie“, beginnt mit einem Kapitel K. NIKIFOROVs, das vier Aspekte der Transformation Osteuropas analysiert: die Bezeichnung des Raumes, dessen Untergliederung seit Oscar Haleckis grundlegender Konzeption durch den Zerfall der Sowjetunion in Bewegung geraten ist; die innenpolitischen Umbrüche seit den „Samtenen Revolutionen“ von 1989, denen weitere Machtwechsel und „Farbige Revolutionen“ von Serbien über Georgien, die Ukraine bis nach Zentralasien gefolgt sind; die Veränderungen der ethnischen Zusammensetzung der Region seit 1939 infolge von Weltkrieg, Holocaust, Vertreibung und ethnischen „Säuberungen“ und schließlich das „Problem äußerer Dominanz“. Ausgehend vom Umstand, dass die Staaten der Region in der Geschichte „öfter Objekte als Subjekte“ der Politik gewesen seien, vergleicht der Autor im letzten Abschnitt die Herrschaft der Achsenmächte im Zweiten Weltkrieg mit der sowjetischen Dominanz danach und der Integration in das westliche Bündnis. Obwohl der Autor die fundamentalen Unterschiede der drei Prozesse und Epochen betont, verwischt der

provokativ gewählte Dreiklang „Faschisierung“, „Sowjetisierung“, „Natoisierung“ dies wiederum. Entscheidend bleibt, dass es sich beim NATO-Beitritt im Unterschied zu den beiden anderen Phänomenen nicht um oktroyierte Fremdherrschaft und Souveränitätsbeschränkung, sondern um einen von den betroffenen demokratischen Staaten Osteuropas freiwillig angestrebten Prozess handelte, der auf die Stabilisierung der politischen Strukturen der Beitrittskandidaten und die Erhöhung ihrer äußeren Sicherheit abzielte. Hingegen hat sich die OSZE, wie 2014 sichtbar wurde, als nicht im Stande erwiesen, die Sicherheit ihrer Mitgliedstaaten zu gewährleisten.

Die „Bitten der osteuropäischen Staaten um Aufnahme in das [westliche; W M.] Bündnis“ (S. 40) und die westeuropäische Ablehnung hatte Vadim Zagladin, einer der Berater Michail Gorbačëvs, bereits in einem Bericht vom Oktober 1991 notiert, den E. ZADOROŽNJUK in ihrem auf Akten der Gorbačëv-Stiftung basierenden Aufsatz auswertet. Die damals intensiv diskutierte Frage einer Auflösung beider Bündnisse und die außenpolitische Reorientierung der Staaten Osteuropas stehen hier im Mittelpunkt. Zwar kommt die Autorin zum Schluss, dass die Distanzierung Osteuropas vom sowjetischen Modell eine Zusammenarbeit mit Russland nicht ausgeschlossen habe. Aber, so Zadorožnjuk, „hinter der Fassade lautstarker Bekundungen über Demokratie und gleichberechtigte Zusammenarbeit für eine multipolare Welt waren noch nicht die Bedrohungen (*ugrozny*) sichtbar, die sich hinter dieser ‚Rückkehr nach Europa‘ verbargen“ (S. 42), wobei aber das Wesen dieser „Bedrohung“ nicht weiter erläutert wird.

Nach einer *tour d'horizon* von F. LUK'JANOV, dem Vorsitzenden des Rates für Außen- und Verteidigungspolitik, über die „Krise der Projekte“ Europas, worin er die außenpolitische Selbstbestimmung beispielsweise der Ukraine *a priori* als „Selbsttäuschung“ bezeichnet (S. 53), skizziert L. ABRAMOV, stellvertretender Direktor der vierten Europa-Abteilung im Außenministerium Russlands, die EU-Integration der Balkanhalbinsel. L. GORIZONTOV widmet sich dem Euroskeptizismus und Linkspopulismus in Griechenland.

Der zweite Teil des Bandes, „EU: Integration und Transformation“, vereinigt Kapitel über die Außenpolitik Rumäniens unter Traian Băsescu (von V. KIRILLOV), Erwartungen und Realität der EU-Integration Bulgariens (E. VALEVA) und Sloweniens (N. PIL'KO), die Hintergründe der griechischen Finanzkrise (N. KALAŠNIKOVA), regionale Integrationsformate wie etwa die Zentraleuropäische Initiative (JU. BULANNIKOVA) und die EU in der öffentlichen Meinung „Zentraleuropas“ (N. KOROVICYNA). Ausgehend von der überdurchschnittlich hohen Zustimmung zur EU 2002 etwa in Polen (74%) und Ungarn (70%), zeigt die Autorin, dass nach der Weltfinanzkrise 2008 die Unterstützung für einen Euro-Beitritt in beiden Staaten mit 60 bis 66% hoch blieb (S. 145–147). Als positiv bezeichneten die EU 2013 fast 60% der Polen, ca. 50% der Slowaken, ca. 33% der Ungarn (S. 148). Die Werte des Eurobarometers vom Herbst 2017 liegen übrigens in

Polen bei 50% positiv, 36% neutral; in der Slowakei bei 38% positiv, 43% neutral; in Ungarn bei 43% positiv, 41% neutral.

Der dritte Abschnitt ist Polen und Ungarn gewidmet. A. STYKALIN analysiert die tiefgreifende Korrektur des Bildes vom Ungarnaufstand 1956 unter Michail Gorbačëv, B. ŽELICKIJ untersucht die Position Ungarns im Zuge der Transformation nach 1989, V. VOLOBUEV setzt sich mit den Ansichten der polnischen Publizisten Jerzy Giedroyc und Juliusz Mieroszewski auseinander, und O. MAJEROVA widmet sich in ihrem Aufsatz den polnischen Präsidentschaftswahlen im Jahr 2015. Die Beziehungen Polens und Russlands stellt L. LYKOŠINA vor dem Hintergrund der Entwicklung in der Ukraine dar. Tatsächlich weckten die zivilgesellschaftlichen Demonstrationen, die Orangene Revolution und der Euromaidan große Solidarität in der polnischen Zivilgesellschaft und Politik. Die Aktivitäten Russlands in der Ukraine und gegenüber Polen werden – abgesehen vom Gaslieferstopp und Importboykott gegenüber polnischen Produkten – kaum erwähnt, weshalb die Verschlechterung der bilateralen Beziehungen primär als Folge der polnischen Aktivitäten gegenüber Russland erscheint. Die Autorin demonstriert dabei nicht zuletzt den Faktor der Externalisierung als methodisches Problem. Es wäre ein lohnendes Experiment, die hier aufgestellte Gleichung auf ihre Reziprozität zu überprüfen. In dem Beitrag sind die angeblichen „Ansprüche Polens auf eine besondere Rolle in der ukrainischen Politik“ auch weniger klar ersichtlich als Polens Eintreten für Demokratie und eine friedliche Konfliktlösung.

In Teil IV „Die Balkanhalbinsel im Dreieck Moskau-NATO-EU“ nimmt E. GUS’KOVA die Annäherung Serbiens an die EU seit 2000 in den Blick, A. FILIMONOVA geht auf die wenig untersuchte militärische Kooperation Serbiens mit den USA ein, I. RUDNEVA analysiert die Außenpolitik Kroatiens nach der Präsidentschaftswahl 2015, A. PIVOVARENKO untersucht dessen Annäherung an die NATO, A. EDEMSKIJ beschreibt die gegensätzlichen Erinnerungskulturen Kroatiens und Serbiens in Bezug auf den Zerfall Jugoslawiens, und E. KOLOSKOV nimmt den „albanischen Faktor in der innenpolitischen Entwicklung Mazedoniens“ in den Blick.

Insgesamt zeigt der Band interessante Fragen der Osteuropakunde in Russland sowie aktuelle Tendenzen und Grenzen der russischen Diskussion. Generell würde man hier gerne mehr über die Handlungen „Moskaus“ erfahren, denn vieles bleibt nur angedeutet. Für jeden an zeitgenössischen russischen Einschätzungen und wissenschaftlicher Kultur Interessierten bietet das Buch aber aufschlussreiche Einblicke.

WOLFGANG MUELLER

Wien

Russian History through the Senses. From 1700 to the Present

Ed. by Matthew P. Romaniello and Tricia Starks. London [usw.]: Bloomsbury, 2016. XIII, 302 S., 18 Abb., 4 Ktn. ISBN: 978-1-4742-6312-2.

Recent years have seen a veritable explosion of articles and books exploring the meaning to be derived from the ways people in the past experienced the physical senses. Sight and hearing, arguably the most valuable senses, have provided the testimony to which historians have most often resorted. But what of the others? How have taste, touch, smell, sensations of hot/cold and wet/dry, anticipation, dread, fear, exhilaration, numbness, humor, and various other senses (including sexual desire?) influenced or colored the ways people experienced the past? What might be called the secondary senses (after sight and hearing) until the past couple of decades received passing recognition from historians but rarely were made the focus of study. How that has changed. Bloomsbury Academic has recently produced a six-volume *Cultural History of the Senses* running from Antiquity to the Modern Age. To that series is now added the volume presently under review, dealing specifically with Russia over roughly three centuries.

Following an introductory essay by ALEXANDER M. MARTIN to set the stage, the eleven individual contributions are grouped chronologically into Imperial Russia, Revolutionary Russia, Soviet Russia, and a final category, Reconstructing Russia, less a period of time than an examination of how in two case studies sensory experiences in the Soviet era were remembered and reconstructed. The individual essays represent the interests and ongoing research of the various authors, so the volume in that sense does not quite achieve cohesiveness. The 18th century receives shortest shrift; only one essay is devoted to it, even if the century is stretched into the 1820s. As a welcome feature of the volume, one seen not that often in collections of essays around a general theme, the authors frequently refer in their contributions to other essays in the book, providing a greater sense of unity.

When foreigners think of Russia, 'cold' often comes to mind. MATTHEW ROMANIELLO chronicles and analyzes the responses of foreigners in Russia in the 18th century to feeling cold. Many of them tried to explain certain aspects of Russian collective behavior through the effects of low temperature extremes for long periods of time. Visitors to a place often see (and feel?) and comment on things barely noted if at all by long-time inhabitants. Did Russians also comment extensively on ways in which cold affected them? One suspects not. Romaniello's chapter might have benefited from a discussion of why Russians themselves seem to have passed over in silence a characteristic sensation on which foreigners placed such great significance.

ALISON K. SMITH turns from the sense of cold to that of taste, exploring the significance of Russia's propensity for sour – the tastes of fermentation (as in black rye bread, *kvas* or sauerkraut), which are often seen as something similar to putrefaction,

certainly less than pure and clean. Again, it was foreigners who seemed to quail at the similarities between putrefaction and fermentation. Interestingly, beer, the most widespread fermented beverage worldwide, because it was not regarded as traditionally Russian as much as was *kvass*, does not play a prominent role in Smith's exposition.

ABBY SCHRADER examines the creation of the many shops in St. Petersburg's *Passazh* catering to whims and fancies, where the young women working as sales clerks often added to the alluring goods their own bodies, doubling as sex workers to enhance their own standard of living, adding a clear sense of the illicit to the enticements of retail trade. Schrader cites panoramic literature, which served to advertise the use of the senses to explore the city. In discussing some of the fouler smells, Schrader fails to credit the earlier removal under Catherine II of slaughterhouses from the city center to the outskirts, relieving the 19th century flâneur of having to endure (or attempt to counteract) such overpowering smells as of blood and offal, not to speak of effluence. 'Horsy' smells go virtually without mention, even though with tens of thousands of horses traversing the city they must have been omnipresent.

TRICIA STARKS writes about the taste and smell of tobacco, emphasizing the shifts in blending and marketing of this popular product. It was a bit surprising not to meet up with the word *makhorka*, the Russian word for home-grown cheap and rough tobacco. She includes two illustrations showing the efforts made particularly by St. Petersburg marketers of tobacco in the early 20th century to link their product with the exotic. It would have been interesting to counterbalance them with another popular depiction used to sell the product – an apparently semi-inebriated *muzhik* in a *shapka-ushanka* with one ear flap dangling, sitting on a log and playing a *garmoshka*. Marketing was designed not only to invoke the exotic but also the familiar.

The "sounds, odors, and textures" experienced by wartime nurses in Russia during the first Great War is the theme of LAURIE S. STOFF's contribution. She finds striking parallels in what women nurses – most of them from the privileged orders of society – and the men enduring combat faced. One wonders though how much the nurses experienced the sheer terror in the gut of artillery bombardment or the charge over the top, events that often caused soldiers completely to lose control of bodily functions. For the more than thirty thousand women who by 1917 were serving in this capacity the horrors were frequently life-changing. It is good that Stoff has reminded us of their experiences.

AARON B. RETISH analyzes the persistent importance of the alcoholic homebrew *kumysbka* to Udmurt culture even into the 20th century, often in resistance to official governmental policy to eradicate it as primitive and unhealthy. Associated with Udmurt folk religion, the 'problems' represented by its continued use differed for Imperial and Soviet authorities. The unique taste of *kumysbka* and its age-old cultural associations for the Udmurt people persist even into the post-Soviet period, maintaining a bond with the

past. It would be useful to know precisely how *kumysbka* was (and is) used in religious rites.

Fully into the Soviet era, ANTON MASTEROVOY explores the manner in which Soviet authorities pushed the consumption of various foods, in line with what the system was making available, stressing in particular the food value and tastiness of innovations in provisioning the population. He finds four distinct campaigns, 1917–1935, from there to 1943, then to 1964, and from that point to the end of the Soviet Union in 1991. The analysis is informative but questions remain. One might think that lend-lease contributions in the war years, especially of spam and other canned meats, would remain relatively unmentioned in Soviet sources, yet there is the scene in the film *Ballad of a Soldier* in which the corporal tries to steal canned meat clearly supplied by the US. The “comparative improvements of the postwar decade” in food supply (p. 175) ignore the desperate hunger years of 1946–47. It could be made more explicit that the “fish Thursdays” in the 1970s (p. 180) were a direct result of the abysmal harvest in 1976, leading to the slaughter over the winter of livestock that could not be fed, and a subsequent shortage of meat in 1977. And surely the recommendation made in 1989 in *Eating with an Appetite*, to sniff sausage and replace it in the refrigerator in order to be able to “consume” it more than once (p. 182), was penned more in humor than as a serious (“startling”) suggestion.

Is deafness merely the absence of a sense of hearing? Claire Shaw follows several decades of Soviet policy toward deafness, sign language, and the possibility of using technology to restore hearingness, within the Marxist context of self-consciousness and class-awareness. It is a shame that she did not carry her analysis into the immediate post-Soviet years, which saw a flurry of increased attention to and use of sign language among urban young people.

In “Sensing Danger”, STEVEN G. JUG touches on many of the senses Soviet soldiers had to deal with during the Great Patriotic War. He may have missed one of the most important: the overwhelming need to sleep. What many of them felt much of the time was not just physical exhaustion but a profound sense of sleep deprivation. More than anything else they wanted to sleep. After all, perhaps the most beloved song among front line soldiers was *Solov’i, Solov’i*: “Nightingales, nightingales / Do not disturb the soldiers / Let them sleep a little...”

ADRIENNE HARRIS looks at the construction of the memory of martyrdom as a sensory experience, focusing especially on the case of Zoia Kosmodemianskaia, the best known and most shocking story of its type. Zoia’s story for whatever reason resonated with the population more than any other. Among the several essays in the book, this one perhaps could be used the most successfully with students, especially for its reconstruction of the way the sense of memory is encouraged and developed.

Finally, TIM HARTE analyzes the several ways in which the Soviet film director Aleksei German, Sr. sought to convey the sense of smell in his various films. Focusing particularly

on *My Friend, Ivan Lapshin* and to a lesser extent *Khrustalev, My Car!*, Harte reveals the ways in which German sought to evoke emotional responses to odors, especially foul ones, through the visual medium of film.

The range of various senses beyond sight and sound explored in this volume is suggestive for future directions research might go in seeking to provide a fuller understanding of Russia's sensory past in its relationship to the totality of the story.

GEORGE E. MUNRO

Richmond, VA

Elmar Römpczyk

Estland, Lettland, Litauen. Geschichte, Gegenwart, Identität

Bonn: J. H. W. Dietz Nachf., 2016. 216 S., 24 Abb., 7 Tab., 3 Graph., 2 Ktn.
ISBN: 978-3-8012-0463-1.

Um es vorweg zu nehmen: Wer etwas über die im Titel genannten Themen erfahren möchte, sollte lieber zu anderen Veröffentlichungen greifen. Es ist bereits das zweite Buch über das Baltikum des Autors, der für einige Jahre als Koordinator für die Friedrich-Ebert-Stiftung in Riga tätig war. Das erste hat der Rezensent noch höflich verrissen, doch nun stellt sich die Frage, warum ein renommierter Verlag ein solch fehlerhaftes Manuskript veröffentlicht.

Römpczyk schreibt populärwissenschaftlich und journalistisch, die deutsche Rechtschreibung liegt ihm nicht, dafür provoziert er lieber mit Behauptungen. Auf Anmerkungen oder ein Literaturverzeichnis wurde verzichtet, nur an einigen Stellen verweist der Verfasser auf seine Quellen: Zeitungsartikel, Angaben aus dem Internet, Wikipedia oder Materialien aus Fortbildungsseminaren. Dass es in den baltischen Staaten Statistikbehörden, die Daten zur Verfügung stellen, und Universitäten gibt, an denen Historikerinnen und Historiker, Politologinnen und Politologen oder Soziologinnen und Soziologen zu den Themen forschen, die den Verfasser interessieren, ist ihm offenbar entgangen. Jedenfalls zitiert er nichts dergleichen. Stattdessen beruft er sich wiederholt auf seine persönlichen Eindrücke und Erfahrungen. Wie aber jemand, der keine der drei Staatssprachen und auch kein Russisch beherrscht, immer wieder über die Stimmungslage der baltischen Bevölkerung schreiben kann, bleibt ein Rätsel. Insbesondere, wenn die von ihm wiedergegebenen Stimmungen in keiner seriösen Umfrage widerspiegelt werden wie die Frage des TTIP-Abkommens (S. 13).

Es geht mir nicht darum, kleine Fehler oder winzige Ungenauigkeiten wie den eher kreativen Umgang mit den Diakritika der baltischen Sprache zu bekritleln. Das

Vermengen von Fehlinformationen, Halbwissen und schlichtem Unsinn in einem Buch über eine Region, von der der Autor offensichtlich kaum eine Ahnung hat, ist allerdings problematisch. Nein, Narva liegt nicht an der Ostsee (S. 16), im Mittelalter herrschte in Byzanz kein Sultan (S. 18), die Reformation erfolgte nicht im 15. Jahrhundert (S. 31), Litauen wurde im 14. Jahrhundert kein Bestandteil Polens, sondern es gab eine Personalunion (S. 33), zwischen Riga und Pskov verkehrten wirklich keine Karawanen (S. 20), es gibt keine Stadt namens Pärnaya in Estland (S. 138) und die Sowjetunion erbaute auch keine Massenquartiere aus Kalkstein (S. 132) – Beton war das Mittel der Wahl für die Fertigbauweise. Römpczyk verwechselt sogar sowjetische mit antisowjetischen Partisanen (S. 60). Der Verfasser stellt sich deutlich als Sozialdemokrat dar, verwendet aber den in der NS-Zeit gebräuchlichen Begriff „Baltendeutsche“ anstelle von Deutschbalten für die deutsche Minderheit. Die Zahl der Opfer von Holocaust und NS-Verfolgung 1941–1944/45 beziffert er mit einigen Zehntausend (S. 93) anstelle von tatsächlich rund einer Viertelmillion. Lettisch wurde auch nicht erst 2004 als Staatssprache Lettlands eingeführt (S. 94), sondern bereits in der Zwischenkriegszeit und blieb *de facto* eine von zwei Amtssprachen in der lettischen Sowjetrepublik. Nein, Russisch wird nicht wegen der zunehmenden Sprachkenntnisse der jüngeren Generation als *lingua franca* wichtiger werden (S. 93), im Gegenteil, die Russischkenntnisse der Jüngeren nehmen tatsächlich kontinuierlich ab. Die vorgeblich zunehmende Organisierung der Anhänger von Nationalsozialismus und Stalinismus im Baltikum (S. 63) ist ebenso eine Erfindung des Autors. Organisierte Veteranen der baltischen Legionen der Waffen-SS stehen sicherlich nicht im direkten Sinne für die NS-Ideologie, zumal nur deutsche Staatsbürger Parteimitglied werden konnten und der überwiegende Teil der Legionäre zwangsmobilisiert wurde. Sowjetische Veteranen des Zweiten Weltkriegs können auch nicht automatisch mit der Ideologie des Stalinismus gleichgesetzt werden.

An dieser Stelle lassen sich nicht sämtliche schweren Fehler und Unsinnigkeiten dieses Manuskripts anführen, aber wer ernsthaft behauptet, ein beträchtlicher Teil des Wirtschaftsbooms in den baltischen Staaten sei dank europäischer Finanzhilfen erreicht worden (S. 147), ist wirklich ahnungslos. Westliche Hilfen für das Baltikum lagen bei weniger als zwei Prozent des BSP, im Falle des deutschen Aufbau Ost waren es etwa 20 Prozent des BSP der Empfängerregion. Mit solch einer geringen Unterstützung konnten die baltischen Staaten keinen Boom entfachen, sondern die Ursachen für diesen lagen andernorts. Auch dass die Wirtschaftskrise im Baltikum 2009 als zumeist selbstverschuldet dargestellt wird, erscheint mehr als fragwürdig. Die mit am stärksten globalisierten Wirtschaften Europas wurden tatsächlich in diese nordamerikanisch-westeuropäische Krise mit hineingerissen, größtenteils ohne eigene Schuld.

Römpczyk beweist nur wenig Kenntnis von seinem Untersuchungsgegenstand, wenn er beispielsweise den baltischen Staaten eine Überbürokratisierung und ein perspektivisch unzureichendes Bildungssystem (S. 150) sowie Korruption selbst in den Schulen (S. 80)

vorwirft. Nach mehr als 20 Jahren Erfahrung mit der estnischen Bürokratie empfindet der Rezensent eher deren deutsches Pendant als überbürokratisch, ineffizient und ausgesprochen langsam. Die angebliche Korruption an den baltischen Schulen hat die estnischen Schülerinnen und Schüler offenbar nicht daran gehindert, beim letzten PISA-Test den ersten Platz in Europa zu belegen. Ihre lettischen und litauischen Altersgenossen teilten sich den Mittelplatz mit den Schweden. Anstatt die baltischen Staaten also beständig belehren zu wollen, wäre es an der Zeit, auch etwas von ihnen zu lernen.

Das Buch ist in elf Kapiteln organisiert, doch der Autor selbst springt von Thema zu Thema. Immer wieder verfällt er in einen besserwisserisch wirkenden Ton, ohne seine Argumentation wirklich solide zu unterfüttern. Hauptthemen sind Oligarchie, Korruption, Umweltschutz, die Zivilgesellschaft und die weitere wirtschaftliche Entwicklung. Dies sind grundsätzlich wichtige Punkte, aber wer den nur wohlhabenden Edgar Savisaar als Oligarchen (S. 104) bezeichnet, der tatsächlich in einem Korruptionsprozess angeklagt war, und ausgerechnet Toomas Hendrik Ilves als Vorbild sieht (S. 117–118), der seine Amtszeit als Präsident Estlands mit einem Skandal wegen EU-Fördermitteln beschloss, kennt sich nicht gut aus. Auch der Begriff der Kaufkraftparität scheint dem Verfasser fremd zu sein, wenn er beispielsweise das BIP der baltischen Staaten mit dem deutschen vergleicht (S. 172–173). In wirtschaftlichen Fragen zeichnet sich der Verfasser leider ebenfalls durch weitreichende Unkenntnis aus. Offiziellen Angaben zufolge sind im Baltikum die Realeinkommen seit dem Ende des Sozialismus erheblich angestiegen – etwa um das Zweieinhalb- bis Dreifache. Der Autor behauptet aber, die postsozialistische Transformation habe zu einer Prekarisierung und Ausdünnung der Mittelschicht geführt (S. 131). Von solch einem Wachstum der Realeinkommen kann Westeuropa nur träumen.

Die Zukunftsperspektiven, welche der Verfasser für das Baltikum aufzeigt, sind beliebig und alles andere als zukunftsweisend: nachhaltige Entwicklung in der Forstwirtschaft, ökologische Landwirtschaft sowie Öko- und Kulturtourismus. Dies betrifft jedoch nur einen geringen Bereich des BSP, wahrscheinlich noch unter fünf Prozent, und der wohlgemeinte Vorschlag könnte auch von einem 15-jährigen Naturschutzfreund unterbreitet werden. Mit anderen Worten, der Autor hat weder irgendetwas Gehaltvolles über die Vergangenheit noch über die Gegenwart oder die Zukunft der baltischen Staaten zu sagen. Seine vermutlich wohlgemeinten Ambitionen verfangen sich in einer fachlich ungenügenden Darstellung.

OLAF MERTELSMANN

Tartu

The Last Superpower Summits. Gorbachev, Reagan and Bush. Conversations that Ended the Cold War

Ed. by Svetlana Savranskaya and Thomas Blanton. Budapest: Central European University Press, 2016. 1013 S. = National Security Archive Cold War Readers. ISBN: 978-963-386-169-1.

Seit gut 30 Jahren bemüht sich das National Security Archive (NSA) an der George Washington University mit viel Erfolg um die Freigabe, Publikation und Analyse vorrangig US-amerikanischer Dokumente. Ein Schwerpunkt dieser Aktivitäten liegt auf der Geschichte des Kalten Kriegs. Der vorliegende Band setzt die Reihe von Veröffentlichungen fort, mit denen das NSA zur Forschung über die Endphase dieser Epoche beiträgt. Dieses Mal konzentrieren sich die Herausgeberin und der Herausgeber auf die Dokumentation der unmittelbaren Kontakte der Spitzen der beiden Supermächte ab 1985. Über 150 Schriftstücke dokumentieren hier vor allem den Austausch zwischen Michail Gorbačev und Ronald Reagan bzw. Georg W. Bush, Außenministertgespräche sowie Memoranden und Bilanzen ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die im Umfeld der Gipfel entstanden. Die Herausgeberin und der Herausgeber haben die Abschnitte vom ersten Gipfel in Genf 1985 über Treffen unter anderem in Reykjavík sowie je zweimal Washington und Moskau bis Madrid 1991 mit prägnanten Einleitungen versehen, die allerdings nur den englischsprachigen sowie, in sehr knapper Auswahl, den russischsprachigen Forschungsstand aufgreifen. Der Band verzichtet auf jede weitere Kommentierung der einzelnen Dokumente. Dies ist für die Benutzung nicht unproblematisch, da man beispielsweise bei den *per se* komplizierten Abrüstungsfragen oder mit Blick auf geltende Verträge Begrifflichkeiten und Bestimmungen vielfach nachschlagen müssen. Die karge Präsentation ist offenbar auch Grenzen geschuldet, die der Verlag für den Gesamtumfang gesetzt hat. Tatsächlich bedauert man es am Ende der Lektüre, dass der Band ‚nur‘ gut eintausend Seiten umfasst und dass letztlich zahlreiche Materialien nicht abgedruckt sind, die Entscheidungsfindungsprozesse in Washington und Moskau weiter beleuchtet hätten (S. XX f.). Daneben sind nicht alle Dokumente vollständig deklassifiziert und können daher nur teilweise abgedruckt werden. Dies betrifft zum Beispiel Gespräche über sowjetische biologische Waffen – ein Thema, welches bis zuletzt für Irritationen zwischen den Mächten sorgte (S. 852). Zugleich zeigt der inhaltliche Abgleich zwischen Protokollen und zeitgenössischen oder nachträglichen Bewertungen der Gipfel auf US-amerikanischer bzw. sowjetischer Seite mitunter interessante Diskrepanzen auf. Deren Analyse trägt dazu bei, die eigentlichen Agenden der verschiedenen Akteure auf beiden Seiten noch klarer herauszuarbeiten (S. 550 f.).

Dass es keineswegs nur diese unmittelbaren Begegnungen, Telefonate oder Korrespondenzen zwischen Michail Gorbačev und Ronald Reagan bzw. Georg W. Bush waren, die den „Kalten Krieg beendeten“, ist der Herausgeberin und dem Herausgeber

wohl bewusst (S. XIX). Natürlich kann die Sammlung nicht die ganze Geschichte erzählen. Die Rolle der westlichen oder östlichen Verbündeten oder der Einfluss von Meinungsunterschieden sowohl in den US-amerikanischen als auch in den sowjetischen Administrationen schimmert auch hier häufig durch, steht aber erklärtermaßen nicht im Fokus der Edition.

Diese belegt dafür eindringlich, wie bedeutsam der persönliche Kontakt auf oberster Ebene für die Entwicklungen ab der zweiten Hälfte der achtziger Jahre war. So konnte die sowjetische Delegation in Reykjavík dem Verhandlungspartner eben noch nicht „außerordentliches Vertrauen“ entgegenbringen. Das wäre jedoch notwendig gewesen, damit der Kreml parallel zu beiderseitigen substantiellen Abrüstungsschritten eine einseitige Weiterentwicklung der US-amerikanischen Pläne für weltraumgestützte Raketenabwehrsysteme, SDI, toleriert hätte (S. 199). Doch dieses und andere Treffen trugen erheblich dazu bei, dass die sowjetische Spitze sich im direkten Kontakt sukzessive von ernsthaften Absichten ihres Gegenübers überzeugen ließ. Als eine deutlich breitere Vertrauensbasis geschaffen war, war das Ende der UdSSR allerdings bereits abzusehen. Auch auf US-amerikanischer Seite fanden sowjetische Angebote nur zögerlich Widerhall. In verschiedenen Abrüstungsfeldern engagierten sich die USA erst zu einem Zeitpunkt vergleichsweise stark, als der August-Putsch 1991 die unmittelbare Endphase von Gorbatschows Präsidentschaft eingeläutet hatte. In der Zwischenzeit war ein gewundener Annäherungsprozess zwischen Sowjetunion und USA erfolgt. In ihm kamen Wechselwirkungen unter anderem zwischen Innen-, Wirtschafts- und Außenpolitik, zwischen regionalen Krisenherden in aller Welt einschließlich der Sowjetunion und bilateralen Beziehungen, zwischen nuklearer und konventioneller Abrüstung oder zwischen Europa- und Weltpolitik zum Tragen. Es gelang allerdings nicht, die Globalpolitik von USA und UdSSR zu synchronisieren oder gar zu harmonisieren. Ebenso wenig wurden in dem Zeitraum langfristig belastbare und stabil gute Beziehungen zwischen den Polen in Washington und Moskau begründet. Noch im Juli 1991 beispielsweise erklärte Bush, dass Gorbatschow die sowjetischen Bindungen zu Kuba kappen müsse, bevor an substantielle US-Hilfen für die UdSSR zu denken sei (S. 852). Zu diesem Zeitpunkt hatte die UdSSR in den Augen der meisten westlichen Beobachter ohnehin schon ihre frühere Bedeutung und Macht verloren. So war insbesondere die Integration Gesamtdeutschlands in die NATO längst abgesehnet. Dabei messen die Herausgeberin und der Herausgeber auf Basis der von ihnen beigebrachten Dokumente der prinzipiellen Zusage Gorbatschows Ende Mai 1990 in Washington, wonach Deutschland sein Bündnis frei wählen könne, weniger Gewicht bei als den folgenden direkten westdeutsch-sowjetischen Verhandlungen. Daneben hatte sich die UdSSR im Irakkonflikt letztlich in die US-Politik einbinden lassen, auch, weil sich Moskau finanzielle Hilfen erhoffte. Insgesamt diktierten ab 1989/90, folgt man den Gesprächen, Wirtschaftskrise und der drohende Zerfall der Sowjetunion zunehmend die außenpolitischen Prioritäten und Entscheidungsfindungen

des Kreml': Man wolle, ließ es der sowjetische Präsident seinen US-amerikanischen Amtskollegen wissen, „in wirtschaftlichen Dingen viel mehr von den USA abhängen“ als bisher (S. 880; Übers. A. H.).

Wandel und Dynamik der miteinander verschachtelten Einflussfaktoren und Überlegungen auf der obersten Ebene nachzulesen, ist ebenso aufschlussreich wie spannend. In der kompakten Präsentation, die durch aussagestarke Fotografien ergänzt ist, werden die Dimension des Neubeginns ab 1985, die Dichte der folgenden Ereignisse sowie die mal angespannte, mal zukunftsoptimistische Atmosphäre der Verhandlungsprozesse greifbar. Die Dokumente belegen zudem, wie anspruchsvoll und wie problematisch diese Gipfeldiplomatie sein konnte. Wiederholt erwiesen sich beispielsweise US-amerikanische Vorbereitungen auf die Treffen als unzureichend. Auf unerwartete Initiativen des Kreml'-Chefs fand man so in wichtigen Momenten nur inadäquate Reaktionen. Auf der anderen Seite unterließ es Gorbačev etwa im Fall der SDI-Thematik, wiederholte Zusagen Reagans, die Technologie zu teilen, auf dieser Ebene weiterzuverfolgen. Allerdings stießen derlei Angebote des US-Präsidenten in seinem eigenen Beraterstab ohnehin auf Unwillen und hätten sich in Washington kaum durchsetzen lassen. Insgesamt wirft die Lektüre dieser und anderer Stellen die Frage auf, über welchen Handlungsspielraum die mächtigsten Männer der Welt tatsächlich verfügten. Rücksichten auf Wählerschichten oder auf spezifische bürokratische und militärische Interessen, der Einfluss konservativer Experten, der unverhoffte Druck plötzlicher innenpolitischer oder außenpolitischer Krisen und selbständige Agenden Dritter trieben die Führungen zum Teil mehr vor sich her, als dass sie die Ereignisse hätten kooperativ managen können – wenn sie es, wie erwähnt, überhaupt gewollt haben. Immerhin ließ Bush sen. im bereits zitierten Austausch im Juli 1991 Gorbačev wissen, dass vor allem das, was gut für die USA sei, auch gut für die Sowjetunion sei (S. 882). Die Widersprüche zwischen Visionen einer gemeinsamen Weltpolitik und nationalen Perspektiven traten mit dem Verfall der Gorbačev'schen Machtbasis immer mehr hervor. Der Band erweist sich als wichtiges Hilfsmittel, um diese ambivalenten Prozesse zu analysieren.

ANDREAS HILGER

Moskau

The Ottoman Conquest of the Balkans. Interpretations and Research Debates

Ed. by Oliver Jens Schmitt. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2016. 289 S., Ktn., Tab. = Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse, 872. ISBN: 978-3-7001-7890-3.

This volume is a cutting-edge compendium on the Ottoman conquest of the Balkans, a topic of conflicting interpretations since at least the 1950s, when the seminal studies of Ottoman fiscal registers by Halil İnalcık cast doubt on the prevailing ghazi thesis made famous by Paul Wittek. Since then a generation of specialists, including Colin Imber, Machiel Kiel, Rudi Lindner, and Heath Lowry have published groundbreaking research based on archives, architectural and environmental history, and archeology. The eleven essays in “The Ottoman Conquest of the Balkans” by the latest cohort of leading scholars suggest that the time has arrived for a general synthesis.

In the forty-page introduction, OLIVER JENS SCHMITT defines the major research questions and reviews the classical debates of study. Since the nature and timing of the Ottoman encounter with Europe encompass Byzantine, eastern Mediterranean, Balkan, Slavic, and Turkish history, the general picture has remained fragmented and overarching syntheses have been lacking. Schmitt proposes a regional approach to better illuminate the contours of Ottoman expansion. Thus the Balkans become a distinct core unit open for comparison with northern Africa, the Pontic region, and Arabia. The author discerns three major structural explanations for the foundation and emergence of Ottoman rule: the religious dimension of the conquest, the accommodation between rulers and people, and the demographic changes that resulted. While underscoring the centrality of violence, Schmitt downplays the religious nature of the clash, and instead points to the symbiosis between existing ruling infrastructure and the pattern imposed by the new rulers, at least in the first century or so after the initial battles. A restrained syncretism developed as the Ottoman system built upon the regional territorial lordships already in place.

The following ten essays address periodization, social and cultural consequences, regional resistance and accommodation, and military competition. The first essay by MAURUS REINKOWSKI provides an intriguing comparison with the Mashreq region that employs the Islamicate concept of Marshall Hodgson to demonstrate the uniqueness of the early Ottoman Balkans. In contrast to Mashreq, where religion was imposed, Ottoman policy in the Balkans was characterized by toleration and coexistence. The following essay by TONI FILIPOSKI articulates a useful military chronology to appreciate the significance of the non-Ottoman factors in the Ottoman takeover. With help from the Byzantines, the Ottomans scored a foothold on Gallipoli (1354/5), which served as a launching base for raids against the medieval Balkan states. The willingness of Christian regional lords to work

with the Ottomans culminated in the Battle of the Maritsa (1371). After the disaster at Ankara (1402), Christian participation in top military posts waned, as the next generation of Muslim leaders took charge, culminating in the conquest of Constantinople (1453).

In the next essay, MARIYA KIPROVSKA continues the theme of non-Ottoman participation in state building by focusing on the integration of the pre-existing Balkan military system into the Ottoman army. Kiprovska explains the motives behind Christian involvement in the Ottoman western expansion campaigns, and emphasizes the divisions and decentralization among medieval Christian lords at crucial moments. The creation of the Janissary corps marked a turning point when the leadership no longer required support from regional Christian magnates.

Demography is one of the most contested subfields of the early modern Balkans. In a detailed analysis of Ottoman tax registers from Bulgaria during the fourteenth to the seventeenth century, GRIGOR BOYKOV clarifies the human cost of warfare: “the Ottoman conquest was not static, but was rather a continuous process which lasted for well over a century” (p. 111). While stressing the incomplete nature of his research, Boykov demonstrates that the sixteenth century experienced rapid growth, and in the following century the trend clearly shifted downward, but the decline was far from catastrophic. Climate and religious conversion caused population shifts over prolonged periods. Regional diversity abounded, and Muslim colonists concentrated in western regions in the post-conquest period. In the following essay, TIJANA KRSTIĆ appraises the so-called Köprülü-Barkan-Hasluck paradigm regarding conversion to Islam in Ottoman Rumeli. Her general interpretation highlights fluidity and toleration: during the first century, Christians embraced the new ruling group without Islamicizing, and the majority of conversions that took place in the sixteenth and seventeenth century were motivated primarily by non-violent reasons, including Sufism and dervish mysticism.

An essay by ANDREI PIPPIDI reviews the facts and interpretations of the Ottoman entry into Wallachia. Pragmatism characterized the approach of Wallachian leaders, who accepted an Ottoman “protectorate” around 1456. A companion piece by ȘTEFAN S. GOROVEI and MARIA MAGDALENA SZEKELY analyzes scholarly approaches to early modern Moldavia, which, arguably, was never officially conquered by the Ottomans. In the penultimate essay, DUBRAVKO LOVRENOVIĆ provides a fascinating review of Franciscan chroniclers’ attempts to make sense of the Ottoman conquest of Bosnia in 1463, as well as later historians’ use of these texts. The final contribution by OVIDIU CRISTEA revisits the military confrontation between Venice and the Ottomans in the fourteenth through the sixteenth centuries.

The difficulty of editing complex essays based on source material in multiple scripts and languages is obvious, and overall Oliver Jens Schmitt has performed this yeomen service admirably. Nevertheless, another round of proofreading would have enhanced the final presentation. More importantly, each contribution is valuable for adding fresh detail,

spotting nuance and ambiguity, and providing new ways of thinking about the foundational centuries of Ottoman rule in Balkans. Indeed, this volume indicates that early Ottoman studies have entered a new era of sophistication and international collaboration, marked by a consistent effort to achieve balance and address the historiographical biases of the past. *The Ottoman Conquest of the Balkans* sets the stage for a comprehensive synthesis and consensual interpretation of the collapse of the Balkan-Orthodox Commonwealth.

LUCIEN FRARY

Lawrenceville, NJ

Myroslav Shkandrij

Ukrainian Nationalism. Politics, Ideology, and Literature, 1929–1956

New Haven: Yale University Press, 2015. 331 S. ISBN: 978-0-300-20628-9.

In the last two decades, a number of studies on the radical form of Ukrainian nationalism of the post-World War I period have appeared. While some scholars investigated the ideology and interactions with European and transnational fascism, others concentrated on the role the Organization of Ukrainian Nationalists (OUN) and the Ukrainian Insurgent Army (UPA) played in the Holocaust. Myroslav Shkandrij's intellectual study of the OUN and UPA between 1929 and 1956 is an engaging and important contribution to this literature. However, the book has some weaknesses related to the misrepresentation of the role of violence, Holocaust, and fascism in Ukrainian history. This results from the fact that most Ukrainian historians reject a critical examination of these subjects and are still not coming to terms with these parts of the past. During the Cold War and the post-Soviet period Ukrainian national historiography presented them in an apologetic, nostalgic, and tendentious manner.

Shkandrij's book is divided into four sections (Politics, Ideology, Myth, and Literature), and is composed of twelve chapters. In chapters one and two, he discusses interwar nationalism, the OUN and UPA during the war and the postwar years as well as the conflict between nationalists and the Soviet forces. In chapters three and four Shkandrij analyzes one of the main ideologists, Dmytro Dontsov, and the ideology of the OUN in general. Chapters five and six are devoted to the role of myth in nationalist publications and the myth of palingenesis. In the last six chapters, the author examines several crucial novels, diaries, and poems written by members or sympathizers of the movement, such as Olena Teliha, Leonid Mosendz, Oleh Olzhych, Yurii Lypa, Ulas Samchuk, Yurii Klen, and Dokia Humenna.

Shkandrij's monograph is written in an interesting and engaging manner. He studied the subject thoroughly, identifying and analyzing many important political and literary publications. His analyses are witty and intriguing. They are an important contribution to the current academic discourse on the history of the fascist version of Ukrainian nationalism, the understanding of the movement by contemporaries, and the meaning of the OUN-UPA in current discourses. Scholars, who specialize in modern Ukrainian history or the history of the OUN and UPA, will find many instructive interpretations of unknown authors and publications. Readers interested in the modern and radical form of Ukrainian nationalism will find the way of presenting and explaining the subject interesting and capturing. Shkandrij wrote a genuine and innovative study of literature, ideology, and politics.

Nevertheless, these novel and engaging aspects of the study, as well as the beautifully presented analysis, suffer from omissions, misrepresentations of the history of the movement, and tendentious explanations of violence and the role of the OUN and UPA in the Shoah. Rejecting or ignoring the collaboration of the OUN and UPA in the Holocaust, the antisemitism and racism of the Ukrainian nationalists before, during and after World War II, and the role of fascism in the history of 20th century Ukraine, provides a doubtful contextualization and hampers the presentation of the subject. These rejections, omissions and tendentious presentations of the history of the OUN and UPA did not allow Shkandrij to write a complex, unbiased, and comprehensive history of the subject. Some of the national interpretations collide with the transnational perspectives on Ukrainian history.

While it is not possible to mention all of the numerous omissions, misrepresentations, and apologetic justifications we should provide at least one example related to fascism and one to the Holocaust. One striking case can be found on page 42, where the author describes the behavior of Stepan Bandera and Mykola Lebed on 13 January 1936, during the trial for the assassination of the Polish Minister of the Interior, Bronisław Pieracki. On this day, the chairman of the Warsaw Trial announced the verdict. Shkandrij writes that both defendants stood up and shouted "Glory to Ukraine!", when they heard the death sentence. However, he does not inform the readers that both defendants performed a fascist salute, while shouting "Glory to Ukraine!" On page 66 he provides justifications of the violence of the OUN during the pogroms in western Ukraine in 1941 and even claims that the OUN attempted to prevent it. In doing so, he refers to Yaroslav Hrytsak, who is not an expert on the Holocaust and pogroms and has obfuscated the subject in his own publications, and also to Volodymyr Viatrovych, who denies the participation of the OUN and UPA in the Shoah in general.

Shkandrij's book is the result of thorough and genuine research on the politics, ideology, and literature produced by Ukrainian nationalists between 1929 and 1956. His narrative, however, with its omissions and misrepresentations results from a selective

perception of the past by contemporary Ukrainian nationalists and their denial of Ukrainian participation in the genocide on the Jews and other forms of mass violence. This narrative was created in the early Cold War period by the veterans of the movement who became historians such as Petro Mirchuk, who Shkandrij frequently quotes and generally relies on. All at once, he rejects critical and scholarly literature on this subject by historians such as Filip Friedman and completely ignores the perspective of the victims and survivors.

GRZEGORZ ROSSOLIŃSKI-LIEBE

Berlin

Konflikt und Koexistenz. Die Rechtsordnungen Südosteuropas im 19. und 20. Jahrhundert. Band 2: Serbien, Bosnien-Herzegowina, Albanien

Hrsg. von Thomas Simon unter Mitarbeit von Gerd Bender und Jani Kirov. Frankfurt a. M.: Klostermann, 2017. IX, 629 S. = Studien zur europäischen Rechtsgeschichte, 305. ISBN: 978-3-465-04310-2.

„Rechtsgeschichtliche Forschungen über südosteuropäische Staaten in westlichen Sprachen [...] sind bisher rar“, schrieb Klaus Schrammeyer zutreffend im Jahr 2017 (Rezension zu: *Konflikt und Koexistenz. Die Rechtsordnungen Südosteuropas im 19. und 20. Jahrhundert. Band 1: Rumänien, Bulgarien, Griechenland*. Hrsg. von Michael Stolleis. Frankfurt a. M. 2015, in: *Südosteuropa Mitteilungen* 57 [2017] 2, S. 108–110, hier S. 110). Denn seit der Konjunktur der europabezogenen Rechtsgeschichtsforschung in den siebziger Jahren, die wesentlich auf die Initiative von Helmut Coing und sein Handbuch der Quellen und Literatur der neueren europäischen Privatrechtsgeschichte zurückgeht, wurden erst in den letzten Jahren wieder vermehrt Arbeiten zu den neuzeitlichen Rechtskulturen in Ostmittel- und Südosteuropa aus makrogeschichtlicher Perspektive publiziert. Anknüpfend an die 1988 veröffentlichten Jugoslawien-Kapitel des Coing-Handbuchs, die der slowenische Rechtshistoriker Sergij Vilfan verfasst hatte, wird mit dem vorliegenden Sammelband eine 2015 begonnene Reihe des Max-Planck-Instituts für europäische Rechtsgeschichte fortgesetzt. In dem nun vorliegenden zweiten Band der Reihe führen die rechtshistorischen Arbeiten zu Serbien, Bosnien-Herzegowina und Albanien jene deutsch- und englischsprachigen Publikationen fort, die seitens der Rechtsgeschichte von Srdjan Šarkić und aus der Perspektive der allgemeinen Geschichte von Holm Sundhaussen und Marie-Janine Čalić veröffentlicht worden waren.

Als Methodik wird im vorliegenden Band auf das bewährte Paradigma des Rechtstransfers in Zusammenhang mit der Modernisierung der Region zur Zeit des *nation-*

building zurückgegriffen. Im Mittelpunkt des Bandes stehen daher die – jeweils lokal analysierte – Adaptation westlicher Modelle und deren Akzeptanz bzw. Ablehnung. Wie die damalige südosteuropäische juristische Elite auf die Herausforderungen der Modernisierung reagierte, wie also die Debatte zwischen „Traditionalisten“ und „Modernisierern“ geführt wurde, schildert der Herausgeber THOMAS SIMON in seiner Einleitung. Zudem beschreibt er die Verknüpfung zwischen Recht und Religion als wesentliches „Strukturelement“ des Osmanischen Reichs. Simon wählt drei Grundpfeiler der westeuropäischen Rechtskultur aus und sucht nach ihren Entsprechungen in der Rechtsordnung im Osmanischen Reich: erstens die Verwissenschaftlichung des Rechts, zweitens das Gewohnheitsrecht und drittens die privatrechtlichen Kodifikationen. Problematisch dabei ist allerdings, dass nicht von einem *tertium comparationis* ausgegangen wird, sondern z. B. im Hinblick auf die Verwissenschaftlichung deren weitgehendes Fehlen konstatiert wird (S. 5 f.). Danach geht Simon in kürzeren rechtshistorischen Länderstudien zu Serbien und Bosnien-Herzegowina auf deren Geschichte im 19. Jahrhundert ein; diese Texte stehen aber eher neben den anderen Beiträgen des Sammelbandes. Zudem wird Albanien zwar im Untertitel des Sammelbandes erwähnt, Simon behandelt es aber im Gegensatz zu Serbien und Bosnien-Herzegowina nicht.

Ähnlich wie die einleitende Studie thematisieren die weiteren Abhandlungen des Bandes schwerpunktmäßig die neuzeitliche Rechtsgeschichte Serbiens; Bosnien ist mit drei Aufsätzen zur Privatrechtsgeschichte und Albanien ist mit einem Beitrag zur Verfassungsgeschichte präsent.

Im Teil des Sammelbandes zu Serbien wird ein breiter Themenkreis der Rechtsgeschichte untersucht: Schwerpunkte dieses Länderberichtes bilden die Verfassungsentwicklung, die Strafrechtsgeschichte, die Kodifikation des Privat- und Strafrechts sowie die Wissenschaftsgeschichte. Die frühe Etappe des Konstitutionalismus zwischen 1806 und 1811 schildert SDRJAN ŠARKIĆ unter Einbindung der serbischen politischen Geschichte in die europäischen Machtkonstellationen, insbesondere mit Blick auf Österreich und Russland. Interessante Einblicke liefert der Autor in die sowjetische und serbische Historiographie, indem er belegt, wie unterschiedlich dort die ersten Verfassungsdokumente eingeschätzt wurden.

Mit einem Rückblick bis ins Mittelalter leitet UROŠ STANKOVIĆ seine Untersuchung zum Strafverfahrensrecht in Serbien ein. Bei der Reform der Gerichtsverfassung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts konnten die modernen strafverfahrensrechtlichen Garantien der Bürger noch nicht eingeführt werden. Die Diskrepanz zwischen dem damaligen Strafrecht und den modernen Rechtsvorstellungen verdeutlicht auch ZORAN MIRKOVIĆ in seinem Beitrag zum System der strafrechtlichen Sanktionen bis zum ersten serbischen Strafgesetzbuch (im Jahre 1860). Der Verfasser stellt den Ausbau der Gerichte parallel zur serbischen Unabhängigkeitsbewegung dar und geht auch auf die vielfältige ethnische Struktur des Landes in Zusammenhang mit der Gerichtszuständigkeit ein.

Anschließend stellt er die Vollstreckungsarten bei der Todesstrafe und bei weiteren körperlichen Strafen dar. An dieser Stelle sind weitere Forschungen besonders wünschenswert, denn zu den rechtspolitischen Debatten um die Todesstrafe gibt es bereits Studien zu etlichen europäischen Ländern.

Eine vergleichende Sicht leitet auch SIMA AVRAMOVIĆ bei seiner Analyse der privatrechtlichen Kodifikationsgeschichte an, wobei er nicht nur die Gesetzgebungsgeschichte des serbischen Bürgerlichen Gesetzbuches von 1844 darstellt, sondern durch die Einschätzung der Kritik an dem Gesetzbuch auch die Diskussionen um die Modernisierung des Landes aufzeigt. Anhand der Debatte um den französischen Code Civil und der Übernahme der Bestimmungen aus dem österreichischen ABGB konkretisiert Avramović die Theorie des neuzeitlichen Rechtstransfers. Eine zentrale Frage der damaligen Kodifikationsdebatte und der historischen Rechtsschule im 19. Jahrhundert – Kodifikation vs. Gewohnheitsrecht – wurde damals auch in Serbien thematisiert, und zwar sowohl während als auch nach der Kodifikation. Im Hinblick auf die methodischen Ansätze, den Aufbau und auch die Lesbarkeit stellt diese Studie einen herausragenden Beitrag im Sammelband dar.

Die Kodifikation des Strafrechts in Serbien war ebenfalls vom Prozess der Modernisierung, des *nation-building* und von der Unabhängigkeitsbewegung beeinflusst. DRAGAN NIKOLIĆ schildert die wichtigsten Etappen der Gesetzgebung bis zur Verabschiedung des Strafgesetzbuches im Jahre 1860. Der Autor zeigt die konsekutive Übernahme des Preußischen Strafgesetzbuches von 1851 anhand der Analyse von Straftatbeständen, wie z. B. der Majestätsbeleidigung.

Zwei Studien im vorliegenden Band befassen sich mit der Wissenschaftsgeschichte. Die bisherigen Forschungen zum Netzwerk der Wissenschaftsbeziehungen innerhalb Europas im 19. Jahrhundert werden im Hinblick auf Serbien durch den Beitrag von ŽIKA BUJUKLIĆ ergänzt. Die Verbindungen serbischer Juristen zu den Berliner, Wiener und St. Petersburger Akademien und auch die Studien führender serbischer Juristen an den Universitäten in Wien, Padua und Pest werden dadurch transparent. Außerdem berücksichtigt diese Analyse zum Herausbildungsprozess der serbischen Rechtswissenschaft die Entstehung der Rechtssprache: Bujuklić setzt sich umfassend mit der Genese deutsch-serbischer Rechtswörterbücher auseinander, u. a. mit der Arbeit der Wiener „Commission für slawische juridisch-politische Terminologie“ (1849–1853), die noch nicht rechtsgeschichtlich untersucht ist. Die Anfänge der serbischen Rechtswissenschaft datiert Bujuklić auf den Beginn der juristischen Ausbildung in Serbien 1808; der Autor streift dabei kurz das Curriculum des Belgrader Lyzeums.

Die Wissenschaftsverbindungen innerhalb Europas werden durch die Studie von STEPHAN MEDER konkretisiert, indem er sich mit den Thesen von Valtazar Bogišić, einem Vermittler im Wissenstransfer zwischen Deutschland und Serbien im 19. Jahrhundert, auseinandersetzt. Dabei konzentriert sich Meder auf die Rechtsquellenlehre, indem er

anhand der Motive zum montenegrinischen Bürgerlichen Gesetzbuch Bogišićs Thesen zum Verhältnis zwischen Gesetzesrecht und Gewohnheitsrecht analysiert. Meder diskutiert auch die Frage, welche Rechtsmaterie bei Gesetzeslücken aus Bogišićs Sicht verwendet werden sollte. Bogišićs Rechtsquellenlehre gibt die Ansichten der historischen Rechtsschule wieder, öffnet sich aber auch in Richtung Freirechtsschule, stellt Meder zutreffend fest.

Die vertiefenden Studien zu Bosnien stellen die Heterogenität des Landes im Hinblick auf die Privatrechtsgeschichte vor. FIKRET KARČIĆ schildert zuerst die allgemeine Geschichte Bosniens im Spannungsfeld zwischen dem Osmanischen Reich und der Österreichisch-Ungarischen Monarchie; er konzentriert sich dabei auf die Okkupation und Annexion Bosniens im späten 19. Jahrhundert. Anschließend untersucht er die Funktionsweise der Scharia-Gerichte innerhalb der mehrheitlich christlich geprägten Donaumonarchie. Die Versuche der österreichischen Gerichtsverwaltung, die für die familien- und erbrechtlichen Angelegenheiten der Muslime zuständigen Scharia-Gerichte einzugliedern, vergleicht der Autor mit der kolonialen Politik westeuropäischer Länder (S. 51). Der Aufsatz stellt zugleich einen Einstieg in die Rechtsquellenlehre des islamischen Rechts dar, das bis ins sozialistische Jugoslawien (1946) in Kraft blieb.

In seinem gut strukturierten Beitrag zur Privatrechtsgeschichte Bosniens erörtert MEHMED BEČIĆ auch die Forschungsgeschichte und die Quellenlage. Auf der Grundlage zeitgenössischer juristischer Abhandlungen sowie damaliger Gesetze und Verordnungen liefert der Autor interessante Einblicke in die Gerichtsverfassung und die Neuorganisation der Gerichte unter der österreichisch-ungarischen Verwaltung, wobei er z. B. auf die gesetzlichen Garantien für die Gewaltenteilung und die richterliche Unabhängigkeit eingeht. Bečić schildert den nur teilweise erfolgten Modernisierungsprozess im Kontext der Einführung des österreichischen Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches und der Zivilprozessordnung. Zudem werden einige traditionelle Elemente des bosnischen Rechtssystems (Gewohnheitsrecht, Zadruga, Schariarecht) vorgestellt. Wie die konfessionelle und ethnische Heterogenität des Landes auch bei der Agrarreform erkennbar ist, zeigt EDIN RADUŠIĆ anhand seiner Analyse der zugehörigen Debatten im bosnischen Landtag.

Albanien, dessen Rechtskultur einen weißen Fleck in der Forschung darstellt, ist im Sammelband nur mit einem Beitrag zur Verfassungsgeschichte vertreten. MICHAEL SCHMIDT-NEKE liefert durch seine Untersuchung von Verfassungsdokumenten Einblicke in die wechselvolle politische Geschichte des Landes im 20. Jahrhundert. Einflüsse aus Österreich-Ungarn und Italien dominierten bei der Formulierung der ersten Verfassung Albaniens, während der zwanziger Jahre diente aber auch die USA als Vorbild der republikanischen Verfassung, wie Schmidt-Neke zeigt.

Der Sammelband enthält ein breitgefächertes Tableau zur Rechtsgeschichte der drei südosteuropäischen Länder. Es ging den Autoren primär um die Erarbeitung eines

Handbuchs, dessen Studien sowohl für eine erste Orientierung als auch zur Grundlage für vertiefende bzw. rechtsvergleichende Untersuchungen gut geeignet sind. Manche Themenfelder sind hier sogar zum ersten Mal auf Deutsch oder Englisch untersucht worden, wie z. B. die Strafrechtsgeschichte Serbiens. Der chronologisch und thematisch gut strukturierte Band lädt zur weiterführenden und ergänzenden Untersuchungen zur Rechtsgeschichte Südosteuropas ein. Vor allem im Hinblick auf Albanien.

KATALIN GÖNCZI

Magdeburg

Monastische Kultur als transkonfessionelles Phänomen. Beiträge einer deutsch-russischen interdisziplinären Tagung in Vladimir und Suzdal'

Hrsg. von Ludwig Steindorff und Oliver Auge. Berlin, Boston: De Gruyter Oldenbourg, 2016. 446 S. = Veröffentlichungen des deutschen historischen Instituts Moskau, 4. ISBN: 978-3-11-040555-2.

Die Herausgeber haben sich viel vorgenommen. Ein Vergleich der Klosterkulturen in Ost und West ist in der Geschichtswissenschaft bisher nicht oft versucht worden. Nach dem Ende der Sowjetunion begannen Religion und Klöster ein neues Leben in Russland, das führte auch zu einem gesteigerten wissenschaftlichen und politischen Interesse an dem Phänomen. Die Zeitspanne des Buches reicht von der Spätantike bis ins 18. Jahrhundert, und die Beziehungen zwischen Klöstern und Gesellschaft werden aus zahlreichen Perspektiven behandelt, einschließlich ihrer ideologischen und kulturellen Aspekte.

Ostchristentum, Westchristentum und Islam weisen Ähnlichkeiten und Verbindungen auf, weil ihnen eine antike Kulturgrundlage gemein ist. Sie entfernten sich jedoch aufgrund von politischen, ideologischen, erkenntnistheoretischen, wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen voneinander. Obwohl der westliche Rationalismus und der östliche Illuminationismus weit auseinander liegen, existiert dazwischen vieles, was als ‚Zwischenerscheinungen‘ den eigentlichen Alltag formiert.

Da das Buch aus Tagungsvorträgen besteht, überrascht, wie gut die thematische Einteilung das weite Forschungsfeld abdeckt, selbst wenn die einzelnen Themen nicht gleichgewichtig abgearbeitet werden. Einige Fragestellungen werden durchaus gut behandelt, andere werden von den einzelnen Referaten nur flüchtig berührt.

Wäre das Buch eine einheitliche Projektdarstellung, müsste man mehr Zusammenarbeit unter den Autorinnen und Autoren voraussetzen. Es handelt sich bei den Artikeln jedoch um Einzelbeiträge über separate Themen, weswegen die Herausgeber versuchen, einen Vergleich zu erreichen, indem sie jedem Abschnitt einen

zusammenfassenden Kommentar folgen lassen. Leider geben diese Kommentare hauptsächlich die persönlichen Meinungen der einzelnen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wieder. Ein produktiverer Vergleich zwischen Ost und West wäre vielleicht dann erreicht worden, wenn die Autorinnen und Autoren ihre Vorträge nach der Tagungsdiskussion gemeinsam und aus derselben vergleichenden Perspektive überarbeitet hätten.

So jedoch behandeln beispielsweise die sehr kenntnisreichen Artikel von STEFANIE RÜTHER und MARINA ČERKASOVA zwar das Verhältnis von Klöstern zur (Stadt-)Gemeinschaft (S. 325–348). Allerdings erfahren wir leider nichts über Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Norddeutschland und Russland, obwohl dieses ausgesprochene Ziel des Sammelbands durch die Zusammenarbeit der beiden Forscherinnen leicht umzusetzen gewesen wäre. Der Kommentar von ALEKSANDR LAVROV (S. 349–350) hat wenig für die Wissenschaft zu bieten, weil er zu keinen aktuellen Forschungen Bezug nimmt.

Die Aufsätze von MATTHIAS UNTERMANN, TAT'JANA TIMOFEEVA, SERGEJ ČERNOV und LEONID BELJAEV (S. 167–236) sind vornehmlich Quellenbeschreibungen, die zu selbstverständlichen Schlussfolgerungen gelangen, etwa dass die kleinen Klöster ihre Umgebung unmittelbar beeinflussten. Leider bieten auch sie keinen Vergleich. Obwohl Beljaev auf Ähnlichkeiten in der Architektur von Ost und West verweist, verfolgt er dieses Thema nicht weiter und verbindet seine Beobachtungen auch mit keinem anderen Gebiet der Geisteswissenschaft – z. B. mit der Philosophie, die damals schon über Verbindungen in den Westen verfügte.

In einem engen Zusammenhang zu diesen Beiträgen stehen die Artikel von EVA SCHLOTHEUBER über das Verhältnis zwischen Klöstern und der Identität lokaler Familien (S. 239–247) sowie von SVETLANA NIKOLAEVA über die gesellschaftlichen Beziehungen des Troica-Sergij-Klosters (S. 249–260). Von Interesse sind jedoch weniger die archäologischen Details, sondern die Verbindungen zwischen der lokalen Gemeinschaft und dem Kloster. Die Kombination der Artikel beweist, wie transkonfessionell dieses Phänomen war. Allerdings muss der Lesende diese Schlussfolgerung selbst ziehen.

Eine vergleichende Perspektive wäre auch ein guter Ausgangspunkt für den Artikel von WINFRIED SCHICH über die Rolle der Zisterzienser bei der Herausbildung von Kultur, Gesellschaft und Herrschaft in *Germania Slavica* (S. 353–365) gewesen. Er arbeitet, wie auch JOHANNES ROSENPLÄNTER in seinem Kommentar (S. 379–384), Ähnlichkeiten, aber auch gewisse Unterschiede dieses Prozesses mit der russischen ‚Klosterkolonisation‘ heraus, die äußerst wichtig für die gesamte Moskauer Staatsbildung vom 14. bis zum 17. Jahrhundert gewesen ist. Allerdings beschäftigt sich der Beitrag von VLADIMIR IVANOV (S. 367–377) nicht damit. Statt die Gründung z. B. des Solovki-Klosters zu analysieren, beschreibt auch er lediglich eine Quelle.

Wissenschaftlicher Konservatismus ist kennzeichnend für das Buch. Das ‚Altrusslandgespenst‘ ist noch am Leben (S. 3, 25, 53, 121, 127 usw.), obwohl ‚Altrussland‘ eher ein forschungshistorischer Begriff und eine Schöpfung des großrussischen Nationalismus als ein tatsächlicher mittelalterlicher Kultur- und Herrschaftsraum ist. Das mittelalterliche Kiever Reich oder das Novgoroder Handelsstadtreich hatten in etwa so viel mit dem Moskauer Russland gemein wie England mit Frankreich oder Deutschland mit Italien. Die Verwendung dieses Begriffes ist zu bedauern, da er die gesamte Forschung in die Irre führt. So wird eine falsche Einheit des Vergangenen konstruiert, die der Analyse eine anachronistische und moskauzentrische Perspektive verleiht. Dies ist in Artikeln des Bandes nicht nur hinsichtlich der Einheit Russlands und der russischen Kultur zu beobachten, sondern auch in Bezug auf die übermäßig betonte Zweiteilung der christlichen Welt.

Ähnlich unreflektiert geht der Band mit dem tausendjährigen Byzantinismus Russlands um. Schon lange wurde dies als Vereinfachung (Nazarenko), Übertreibung (Kraft, Raffensperger), Verfälschung (Thomson, Miller, Kazhdan) usw. aufgezeigt und zusätzlich (oder stattdessen) das islamische Erbe des Russentums betont (Cherniavsky, Halperin, Khodarkovsky, Bushkevich, Romaniello). Solche Perspektiven sollten auch in der Klostersgeschichte ernstgenommen werden. Vorstellbar sind etwa eine mentale Verbindung zwischen den Mönchen des Volga-Raumes und islamischer Gelehrter in Kazan’ oder Saraj. Diese Möglichkeit bleibt in den Artikeln des Buches allerdings unbeachtet.

Allgemein ist festzuhalten, dass sowohl die unproblematische Verwendung traditioneller Begriffe als auch veralteter Literatur zu nichts Neuem, sondern lediglich zur Erneuerung veralteter Interpretationen führt. Besonders beklagenswert ist, dass die russländischen Kolleginnen und Kollegen aktuelle westliche wissenschaftliche Literatur nur sehr sparsam verwenden. Auch ruft die ‚Positivismusmanie‘ der russländischen Forschung viele Probleme hervor. Obwohl die Forscherinnen und Forscher ihre Themen und Quellen gut kennen, gehen die meisten Artikel nicht über bloße Beschreibungen des Materials hinaus. Sie bleiben ohne konkretes Forschungsproblem, tiefgreifende Kontextualisierung der Funde oder Berücksichtigung der neuesten Forschung. Trotz ihrer hervorragenden Grundlagenarbeit lassen sie Schlussfolgerungen, Theorien, Erklärungen und – besonders in diesem Band – Vergleiche mit westlichem Material vermissen. Man könnte leicht verallgemeinern und dann in den Anmerkungen zeigen, wo die einzelnen Tatsachen in den Quellen zu finden sind. Anstelle der Herausgabe vollständiger Ausgrabungsberichte genügen kurze Zusammenfassungen. Stattdessen verlieren Lesende sich in einer Fülle an Details (S. 193–216). Das schwerwiegendste Problem ist jedoch, dass so Allgemeinplätze als Resultate präsentiert und zudem statistische Schlussfolgerungen vorgetragen werden, in denen mit übertriebener mathematischer Genauigkeit der Schein einer exakten Wissenschaft geschaffen werden soll (S. 280–281).

Einzelne Artikel sind indes wichtig, interessant und zeugen von hoher Qualifikation. So behandelt ANDREAS MÜLLER die *stabilitas loci* im spätantiken Mönchtum auf sehr interessante Weise (S. 13–23). Die Personennetzwerke der Klöster und Mönche waren aufgrund ihrer hohen Mobilität sehr weitreichend, so dass sie kulturellen Austausch begünstigten und die Bildung der christlichen Kirche beeinflussten. Die *stabilitas* bildete einen Ausgangspunkt für die politische und kirchliche Ordnung, indem sie aufgrund ihrer Kontrollmöglichkeiten die Herrschaftsbildung verstärkte.

Der Beitrag von CRISTINA ANDENNA über Sancha von Neapel (S. 145–159) ist grundlegend, um die Verhältnisse von Adligen und Mächtigen zur Klosterwelt zu verstehen. In eindrucksvoller Weise zeigt sie zudem, wie eine Frau zur aktiven Akteurin und Ausübenden von Herrschaft wurde. Man kann sich hier nur den Vergleich mit einem Moskauer Frauenkloster wünschen.

ALEKSEJ ALEKSEEV analysiert die sehr komplexen Verhältnisse zwischen der Kirche, Äbten, Herrschern und der Moskauer Gesellschaft am Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts (S. 306–314). Der Artikel stellt viele innovative und geistreiche Erklärungen der verschiedenen politischen Konjunkturen vor. Ebenso wertvoll ist der Beitrag von VLADISLAV NAZAROV über die Rolle der Klöster in der langen dynastischen Fehdeperiode der Rjurikiden im 15. Jahrhundert (S. 315–322).

Allerdings haben, wie bereits angemerkt, nicht alle Autorinnen und Autoren die neuesten Forschungen berücksichtigt. ELENA ROMANENKO (S. 25–36) und ELENA EMČENKO (S. 129–143) verlassen sich zu sehr auf die christlichen Quellenautoren. Auch wenn Heiligenviten erzählen, wie Bauern sich an Bischöfe wandten, um Klöster zu gründen, handelt es sich dabei nur um heilige Legenden. Zudem sind Texte aus dem 16. Jahrhundert und darüber hinaus als Quellen über religiöse Details des 12. Jahrhunderts sehr problematisch. Trotz der Quellenerzählungen kann das Image von einer tief christlichen Bauergemeinschaft im Spätmittelalter lediglich auf die Zentralgebiete des Moskauer Reiches, nicht aber auf dessen Randgebiete angewendet werden. Auch das russische Landbesitzsystem reichte nur so weit wie die Durchsetzung der Moskauer Fürstenmacht. Die nordeuropäischen finnisch-ugrischen Waldbewohner wussten nichts von Landeigentum, obwohl Heiligenviten und Klosterurkunden schon im 15. Jahrhundert davon sprechen. Diese Quellen eignen sich besser zum Verständnis der Eroberung seminomadischer Bevölkerungen als zur Kolonisation nicht sesshaft bewohnter Regionen. NIKITA BAŠIN (S. 261–276) berücksichtigt leider nicht, dass schamanistische Traditionen deutlich wichtiger als byzantinische Lehren für die Formen des Totengedenkens in den Gegenden von Staraja Ladoga und Vologda im 16. Jahrhundert waren, obgleich die schriftlichen Quellen ausschließlich über letztgenannte sprechen. Die Mönche, die diese Quellen verfasst haben, interessierten sich nicht für ihre heidnische Umgebung.

Die sowjetische Maxime einer „friedlichen Koexistenz“ prägte seit Ende der 1950er Jahre wissenschaftliche Kongresse in der Sowjetunion, auf denen nationale

Wissenschaftsdelegationen ihre Themen wie in diplomatischen Unterverhandlungen präsentierten. Diese ‚Delegationswissenschaft‘ scheint auch im heutigen Russland fortgesetzt zu werden, was wissenschaftliche Durchbrüche verhindert. Andererseits eröffnen diese Zusammenkünfte westlichen Forscherinnen und Forschern neue Materialien und Kontakte, die für weitere Untersuchungen nützlich sind.

Trotz dieser kritischen Bemerkungen kann resümiert werden, dass es sich bei *Monastische Kultur* um ein wichtiges Großprojekt handelt, das vielen Historikerinnen und Historikern neue und wichtige Ansätze für weitere Forschungen bietet. Obwohl eine Kritik russländischer Forschung wegen des Fehlens wissenschaftlicher Analyse, der Ignoranz gegenüber westlicher Forschung und der Tendenz zu bloßen Quellenbeschreibungen berechtigt ist, lässt sich an dieser traditionellen Sachlage nicht ohne Weiteres etwas ändern. Damit muss angesichts der russländischen ‚Delegationswissenschaft‘ gerechnet werden. Echte Ost-West-Vergleiche und wissenschaftliche Erkenntnisse entstehen anderswo. Ohne gute Grundlagenarbeit – wie hier durch Ludwig Steindorff und Oliver Auge – sind sie indes undenkbar.

JUKKA KORPELA
Joensuu

Re-visiting World War I. Interpretations and Perspectives of the Great Conflict

Ed. by Jarosław Suchoples and Stephanie James. Frankfurt am Main: Peter Lang, 2016. 544 S., 25 Abb. ISBN: 978-3-631-67455-0.

Der 100. Jahrestag des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs im Jahre 2014 verlockte zum Bilanzieren. Einer der Versuche zur Bereicherung der bestehenden historischen Erkenntnis über die verschiedenen Seiten des globalen Konfliktes ist der vorliegende Sammelband. Es handelt sich um ein eher empirisches Werk, in dem Themen bearbeitet und aufgezeigt werden sollen, die bisher weniger bekannt oder gänzlich von den dominanten Repräsentationsformen des Krieges ausgenommen waren. In dieser Hinsicht ist es gewiss schade, dass die Herausgeberin und der Herausgeber im Vorwort auf jede bilanzierende Verarbeitung der bisherigen Historiografie und deren Konfliktlinien verzichtet haben. Stattdessen ist das Vorwort sehr knapp und beschränkt sich – abgesehen von einer oberflächlichen, einseitigen Aufzählung der offensichtlichsten sozialen Veränderungen im Zuge des Krieges – allein auf die Wiedergabe der Hauptthesen der einzelnen in den Sammelband aufgenommenen Fallstudien. Dieses Manko wird durch einige der Beiträge abgemindert, etwa durch ARND BAUERKÄMPERS Studie über den Wandel der Erinnerung in den einzelnen Ländern im Laufe des nachfolgenden

Jahrhunderts, in die er auch die historiografischen Konflikte über die Interpretation der Kriegsschuld einordnet. Auch MAREK KORNAŃ geht auf die vorhandene Forschungsliteratur ein. Zwar widmet er der im Titel genannten polnischen Sichtweise nur begrenzten Raum, er analysiert aber kritisch die Hauptwerke der weltweiten Historiografie. Der Abschlusstext des Sammelbands – „The Long War“ von OLIVER JANZ – erfasst die Folgen des Krieges vor allem auf deskriptiver Ebene. Gleichzeitig lehnt er Interpretationsrahmen wie die eines „zweiten Dreißigjährigen Krieges“ und dergleichen ab, indem er eine direkte Verknüpfung beider Weltkriege bestreitet (S. 543). Allgemein ausgerichtet ist auch der Beitrag von JAN PIKORSKI; disziplinär reicht er in das Gebiet der Geschichtsphilosophie hinein.

Mehrere Beiträge befassen sich mit der Problematik des Erinnerns an den Krieg und der Divergenz der konkurrierenden historischen Narrative. NORAINI MD. YOUSOF erläutert die Unterschiede zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg in der malaysischen Literatur- und Filmproduktion. Die japanische Okkupation während des Zweiten Weltkriegs hat im Gedächtnis der Bevölkerung eine weit tiefere Spur hinterlassen. Dagegen spielt der Erste Weltkrieg als Objekt der Erinnerung und der künstlerischen Produktion eine nebensächliche Rolle. TOMAS SNIĘGON hat methodisch sehr genau den Platz des Krieges in der tschechischen und im slowakischen Erinnerung herausgearbeitet, wobei er nach nationalen und ideologischen Kriterien vier konkurrierende historische Narrative unterscheidet: das tschechische national-liberale, das slowakische national-katholische, das slowakische nationaleuropäische und das tschechoslowakische kommunistische. Zu diesen ordnet er im neuen Jahrtausend als fünftes Narrativ noch das tschechische national-konservative hinzu, über dessen Existenz man jedoch seine Zweifel haben kann. Gleichzeitig zeigt er überzeugend auf, welche marginale Rolle dieser Krieg als kollektives Trauma spielt und wie er durch die Erinnerung an die politische, wirtschaftliche und soziale Emanzipation der tschechischen und slowakischen Bevölkerung nach 1918 überschattet wird. Wie unterschiedlich sich das Gedächtnis in verschiedenen Kontexten etabliert, zeigt gut der Kontrast zu einer weiteren „Gedächtnisstudie“ über Serbien und Jugoslawien (ISMAR DEDOVIĆ und TEA SINDBÆK ANDERSEN), wo im Falle der serbischen Bevölkerung der Krieg bis heute einen der zentralen Plätze im Gedächtnis einnimmt, während er in Kroatien oder Bosnien ziemlich marginalisiert ist. Welche materiellen Folgen diese Politik der Erinnerung haben kann, zeigen die Autoren z. B. daran, wie im Zwischenkriegsjugoslawien den Veteranen der Streitkräfte der Habsburger Monarchie die Militärpension verweigert wurde (S. 258).

Noch mehr Beiträge widmen sich dem Einfluss des Krieges auf die Konstruktion von Identitäten und Stereotypen der Anderen, was mit der Thematik der Erinnerung an die Vergangenheit eng verknüpft ist. JACQUES-YVES MOUTON zeigt die Auswirkungen des Krieges auf die Sinneswandlungen in der Bretagne und gelangt zu dem Schluss, dass die Einberufung in die französische Armee zwar einerseits den Erfahrungshorizont der

gewöhnlichen Bretonen erweitert, gleichzeitig jedoch in den weiteren Jahrzehnten auch die Bereitschaft zur Assimilation bedeutsam verstärkt hat. Einen gegenteiligen Effekt zeigt ALEKSEI MILLER für die Ukraine auf. Dort hat der Krieg eine Identifikation als „russisch“ abgeschwächt, die vor Kriegsausbruch auf dem Vormarsch war. Das bolschewistische Regime festigte dann in den zwanziger Jahren mit seiner Nationalitätenpolitik (*koorenizacija*) die Konstruktion der ukrainischen Identität. Sehr instruktiv ist in dieser Richtung auch die Studie über den Statuswandel der Australierinnen und Australier mit deutschen und irischen Wurzeln (STEPHANIE JAMES). Besonders gelungen ist der Autorin die Betonung der objektivistischen Prinzipien der Herkunft, auf deren Grundlage während des Krieges die Bürgerrechte der „im Ausland geborenen naturalisierten Immigranten“ beschränkt wurden. James zeigt auf, dass trotz des relativ hohen Status der naturalisierten Deutschen vor 1914 die verschiedenen während des Krieges angewandten Methoden zu ihrer schrittweisen gesellschaftlichen Isolierung geführt haben.

Zwei Beiträge befassen sich mit der Konstruktion von Bildern ‚der Anderen‘. MIKA SUONPÄÄ analysiert den Wandel der Darstellung Makedoniens in der britischen Satirezeitschrift *Punch*. Er umfasste mehr als nur das Bild der makedonischen Bevölkerung, die grundsätzlich als zurückgeblieben und von den technischen sowie mentalen Auswirkungen der Modernisierung unberührt gezeigt wurde. Obwohl der Balkanfeldzug schließlich mit dem Desaster bei Gallipoli enden sollte, hatte *Punch* das Leben der Entente-Soldaten vor Ort im Gegensatz zu den Schlachtfeldern an der Westfront als angenehme Erholung dargestellt. HELENA EVANS analysiert den Wandel des Bildes der arabischen Bevölkerung in den Augen der im Nahen Osten eingesetzten britischen Soldaten. Als Hauptquelle dienen ihr persönliche Briefe. Sie zeigt auf, wie die direkte Konfrontation die übliche Auffassung der Briten veränderte. Hatten vor 1914 eher romantische und idealisierte Visionen dominiert, überwog später das Bild unberechenbarer Primitiver, denen zivilisierte Verhaltensweisen erst noch beigebracht werden müssten.

Die Herausgeberin und der Herausgeber versprechen den Lesenden zu Recht, dass „sie an einer Reise quer über Kontinente und durch Länder teilhaben werden“, was „nicht nur den Besuch verschiedener Territorien einschließt, sondern [...] auch die Konfrontation mit einer ganzen Plejade von Problemen [...], die sich auf den Ersten Weltkrieg und ein breites Spektrum seiner Folgen beziehen“ (S. 21). Das Buch hat nicht die Ambition, eine kollektive Monographie zu sein. Es ist im echten Sinne ein Sammelband, und beansprucht deshalb nicht, eine synthetische Abhandlung über den Ersten Weltkrieg im globalen Ausmaß zu sein. Die Themen sind selektiv und es ist keine Leitidee erkennbar, die eine inhaltliche Einheit ermöglicht hätte. Bei einem Sammelband schadet dies jedoch keinesfalls. Und es muss hinzugefügt werden, dass dessen thematische und auch territoriale Reichweite beachtenswert ist. Ein ganzes Drittel der Beiträge ist primär auf die außereuropäischen Gebiete ausgerichtet und einige weitere reichen in diese zumindest teilweise hinein.

Gerade die Bereitschaft, Themen zu bearbeiten, die vom Gesichtspunkt des eigentlichen Konflikts weniger bedeutsame Regionen betreffen, kann als nützlichster Beitrag des Sammelbands herausgestellt werden. Die Schlachtfelder der europäischen Kampfplätze, der zunehmende Mangel an Grundnahrungsmitteln im Hinterland, verblassen angesichts der Studie von ISMAEL ZEINY über Persien. Die neun Millionen Toten infolge der Hungersnot, die in der zweiten Hälfte des Krieges ausbrach, bedeuteten einen Bevölkerungsverlust um schwer vorstellbare 40 Prozent. Trotzdem lehnt der Autor es ab, von einem Genozid zu sprechen, da es sich nicht um eine intentionale britische Politik gehandelt habe, sondern um einen nicht beabsichtigten Nebeneffekt der britischen Unfähigkeit, während des Krieges ausreichend Nachschub an Lebensmitteln sicherzustellen (S. 163). Nicht weniger interessant ist auch die Analyse der Motivationen und Formen der vietnamesischen Kriegsbeteiligung (FREDERIK RETTIG). Ursprünglich überwog im französischen Stab die Überzeugung, dass die Bevölkerung Indochinas aufgrund ihrer vermeintlichen Schwäche und Vorsicht nicht für einen modernen Krieg einsetzbar sei, man bevorzugte afrikanische Soldaten. Trotzdem wurden während des Krieges fast einhunderttausend Bewohner Indochinas nach Frankreich verschifft, von denen jeder zweite Soldat wurde.

Einige weitere Beiträge widmen sich dem klassischen militärpolitischen Geschehen. FRANK DONTH steuert eine Zusammenfassung der Aktivitäten und Ambitionen des japanischen Kaiserreichs bei, das sich mittels dieses Krieges vom Stigma einer entfernten orientalischen Macht von regionaler Bedeutung befreien und unter die modernisierten Großmächte einordnen wollte. Zu den Erfolgen der Japaner trug die Tatsache bei, dass der Ferne Osten für die Mittelmächte nur von marginaler Bedeutung war. ALESSANDRO SALVADOR befasst sich mit den Italienern, die nach dem Eintritt Italiens in den Krieg plötzlich auf beiden Seiten der Kriegsbarrikade kämpften, weil sie auch in den militärischen Einheiten des Habsburgerreiches vertreten waren. JAROSLAW SUCHOPLES beschreibt in einer Übersichtsstudie den komplizierten Weg Finnlands, beginnend mit der Loslösung von Russland über ein zeitweiliges faktisches deutsches Protektorat bis hin zum Anschluss an die Siegermächte, was die Verwirklichung des Unabhängigkeitsprojektes erleichterte. JAN ASMUSSEN analysiert im klassischen Stil der Geschichte der internationalen Beziehungen die Bedeutung der Insel Helgoland in der britisch-deutschen Auseinandersetzung. Insbesondere aufgrund der Haltung eines der britischen Generäle urteilt er, dass nur ein kleiner Schritt gefehlt hatte, um für Großbritannien zu einer ähnlichen Katastrophe wie Gallipoli zu werden.

Eine weitere Gruppe von Beiträgen beschäftigt sich mit Medien und manipulativen Mitteln. ALEXANDER MIONSKOWSKI beschreibt den Versuch, einen „Generalstabs des Geistes“ der österreichisch-deutschen kulturellen Wechselbeziehung zu errichten. Interessant ist an dieser Studie die Verknüpfung der konservativen Theorie der Massengesellschaft vom Beginn des 20. Jahrhunderts (Le Bon, Freud) mit der

Interpretation der Kriegspropaganda. MOHD. SAFAR HASIM erfasst auf deskriptiver Ebene die langfristige Entwicklung der Pressezensur in den britischen Kolonien und deren schrittweise Standardisierung vom 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg mit besonderem Fokus auf British Malaya. Auf allgemeiner Ebene untersucht dann EBERHARD DEMM, wie Zensur und Propaganda vom Ersten Weltkrieg beeinflusst wurden und inwiefern der Krieg deren Wirkung bis heute bestimmt. Er beurteilt die Effektivität dieser manipulativen Eingriffe während des Krieges jedoch eher skeptisch (S. 466).

Etwas isoliert im Kontext des Sammelbandes wirkt die Studie über die US-amerikanische Westgrenze. PAUL CORNELIUS untersucht unterschiedliche künstlerische Werke, die dieses spezifisch US-amerikanische Ethos und dessen Kontinuität bis in einen Zeitraum hinein erfassen, als die Eroberung des US-amerikanischen Westens längst abgeschlossen war. Entsprechend einsam steht auch der Aufsatz von RAIMOND SELKE über das Leben und Werk des expressionistischen Künstlers George Grosz da, der im Jahre 1926 durch sein Gemälde *Sonnenfinsternis* berühmt geworden ist, das die Tragödie des Ersten Weltkriegs darstellt.

Eine umwerfende oder kontroverse These enthält der Sammelband nicht. Aber er trägt gelungen neue empirische Partikel aus verschiedenen Ecken und Enden der Welt für das unendliche Mosaik unserer Erkenntnis über den Ersten Weltkrieg zusammen.

JAKUB RÁKOSNÍK

Prag

Arnold Suppan

1000 Jahre Nachbarschaft. „Tschechen“ und „Österreicher“ in historischer Perspektive. Eine Synthese

Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2017. 323 S. = Geistes-, sozial- und kulturwissenschaftlicher Anzeiger. Zeitschrift der philosophisch-historischen Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 151 (2016) 2. ISBN: 978-3-7001-8076-0.

Arnold Suppan, renommierter Historiker für osteuropäische Geschichte, hat das zu besprechende Heft entlang seiner Vorlesung aus dem Jahr 2006 aufgebaut, die er im Rahmen der II. Österreichisch-Tschechischen Tage abgehalten hat. Die vorliegende Synthese erinnert in der Einleitung an die Worte Václav Havels, der sich am 15. März 1993 in einem Vortrag an der Universität Wien beklagte, dass die Bürger Österreichs und Tschechiens trotz „innerer Verwandtschaft“ in ihrem geistigen Klima, ihren Traditionen und ihrem Schicksal „sehr lange Zeit eher nur nebeneinander als wirklich miteinander

gelebt haben“. Der Leser erhält mit dem Heft eine bemerkenswerte Lektüre zur historischen Entwicklung eines großen Teils von Mitteleuropa aus österreichisch-tschechischer Perspektive. Der Text stützt sich auf jüngste Fachliteratur und lässt keinerlei polemische Stellungnahmen erkennen.

Bemerkenswert ist vor allem die gelungene Zusammenfassung politischer, kultureller und wirtschaftlicher Entwicklungen sowie unterschiedlicher Trends, die den Text plastisch und interessant machen. Einzelne Ungenauigkeiten sind leicht zu korrigieren. So kann man den Begriff „Bohemorum“ nicht mit „tschechische Fürsten“ („duces der Tschechen“) übersetzen, wie es Suppan im Kapitel zum Mittelalter tut. Einige Darlegungen, z. B. über die Krönung des Fürsten Vratislav II. oder die Einordnung der Rolle Johann von Luxemburgs, stützen sich nicht auf die neuere Literatur und die damit einhergehende veränderte Bewertung. Auch das politische Scheitern des Königs Wenzel II. geht nicht nur auf seine allgemeinen und speziellen Schwächen, sondern auch auf die komplizierte politische Lage in Europa zurück. Sehr gelungen hingegen ist im Mittelalter-Kapitel die Passage über die staatsrechtliche Stellung der österreichischen Länder und des böhmischen Fürstentums.

Auf den mittelalterlichen Abschnitt folgen die Perioden, welche durch die gemeinsame Geschichte der Böhmen und Österreicher zwischen 1526 und 1918 im Habsburgerreich geprägt sind. König Ferdinand I. gelang es durch eine geschickte Politik, die Sonderstellung der böhmischen Stände einzuschränken. Zudem spielte die konfessionelle Entwicklung im Land eine immer größere Rolle. Arnold Suppan beschreibt die Schlacht auf dem Weißen Berg / Bílá hora 1620 ausführlich, wo es zur Niederlage der protestantischen Union kam. Im 19. und 20. Jahrhundert wurde das Ereignis in der tschechischen nationalistischen Historiografie instrumentalisiert. Im Jahr der Niederlage auf dem Weißen Berg wurde das katholische Bekenntnis zur alleinigen anerkannten Religion erhoben, die Böhmisches Hofkanzlei nach Wien verlegt und Deutsch neben Tschechisch als Amtssprache eingeführt. Dies bedeutete letztlich eine Institutionalisierung der bestehenden Verhältnisse. Suppan betont, dass das 17. und 18. Jahrhundert zwar besonders für die Untertanen der Habsburgerreiche eine schwierige Zeit war, gleichzeitig blühten die Länder im wirtschaftlichen und kulturellen Bereich auf. Die Reformen von Maria Theresia und Josef II. zielten dann darauf ab, das Land zu modernisieren. In diesem Zusammenhang ist eine Bemerkung zur Erlassung des „Toleranzpatentes“ vom 13. Oktober 1781 für Lutheraner, Calvinisten und Orthodoxe nötig. Keineswegs handelte es sich um „Gleichheit mit den Katholiken in der Kultusfreiheit“. Dazu kam es *de facto* erst Anfang der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Ausgewogen beschreibt der Autor die vom Absolutismus, einer scharfen Bekämpfung der neuen nationalen Bewegungen, aber auch einer teilweisen Förderung der eigenen Minderheiten sowie von einer Öffnung der privaten Sphäre geprägten Vormärzzeit unter Metternich. Anmerken ließe sich hier, dass

man es nach allen Kriegen durchaus „verdient“ hatte, in Ruhe „biedermeierisch“ Kaffee und Kuchen zu genießen.

Der Neoabsolutismus, der auf die Niederlage der Revolution 1848 folgte, brachte zwar wiederholt Einschränkungen der Bürgerrechte und verhinderte eine nationalpolitische Entwicklung, trug jedoch gleichzeitig zur wirtschaftlichen Entwicklung der ganzen Monarchie bei. Dieser Prozess fand zwischen den Jahren 1860 bis 1914 statt, als sich Cisleithanien zu einem modernen Verfassungsstaat, aber auch zu einem Staat mit zwei sozialen Strukturen, zwei nationalen Gesellschaften entwickelte – der deutsch-österreichischen und der tschechischen. Für diesen Abschnitt ist besonders die illustrative Zusammenfassung der schwer zu fassenden nationalen Frage durch den Autor lobenswert. Der Erste Weltkrieg bedeutete eine tiefe Zäsur für die deutsch-tschechischen Beziehungen. Suppan bemerkt zu Recht an, dass trotz allem die meisten tschechischen Soldaten bis zum Ende des Krieges für Österreich-Ungarn kämpften. Dennoch gab es einen Unterschied zwischen den deutschböhmisches und tschechischen Soldaten – bei den deutschböhmisches hielt die Begeisterung bis zum Ende des Krieges. Hašeks Roman *Der brave Soldat Švejk* spiegelt das eindrücklich wider und bietet ein viel tiefsinnigeres Kriegsbild als man zunächst vermuten mag. Dies ist jedoch eine Geschichte für sich.

Suppans Einschätzung, dass die europäische Ordnung nach 1918 nicht gerecht war, auch im Vergleich der beiden neuen Republiken, der Tschechoslowakischen und der Österreichischen, ist akzeptabel. Die Vorstellungen der tschechischen Politiker waren teilweise fragwürdig, dennoch folgte beispielsweise die Eingliederung der überwiegend von tschechischer Bevölkerung bewohnten Grafschaft Glatz in die neue Republik einer gewissen Logik. Ob eine größere Toleranz gegenüber den Minderheiten 1919 und 1920 etwas an der Situation 1938 hätte ändern können, bleibt eine offene Frage.

Hinsichtlich der Zwischenkriegszeit – wieder sehr illustrativ bearbeitet – ist es interessant, dass der Autor das Deutsche Sängerbundfest, das vom 19. bis 21. Juli 1928 in Wien stattfand, als bedeutsamen Erinnerungsort hervorhebt.

Ob „Beneš und seine Regierung in den Tagen vor München tatsächlich vor der Alternative standen, eine pragmatische Lösung“ zu wählen, d. h. sich dem Diktat der Großmächte zu unterwerfen oder sich einer „moralischen Lösung“ des militärischen Widerstandes zu verpflichten, die „Tausende von Toten und ein zerstörtes Land“ bedeutete, und ob sie sich dabei richtig entschieden haben, bleibt offen.

Dass der Zweite Weltkrieg das Zusammenleben der Deutschen und Tschechen endgültig unmöglich machte, ist nicht zu bezweifeln. Suppan stellt die Nachkriegsmaßnahmen realistisch dar. Allerdings stammten längst nicht alle Dekrete des Präsidenten der Republik aus Benešs Feder. Die Leserschaft erfährt darüber hinaus ausführlich von der Problematik der Vertreibung der Deutschen aus der gesamten Tschechoslowakei nach Deutschland und auch nach Österreich, samt der Konsequenzen für die Österreichische Republik.

Es ist nicht überraschend, dass die 40 Jahre nach 1948 für die gemeinsamen Beziehungen nicht besonders prägend waren. Eine Ausnahme stellt selbstverständlich die Rolle Österreichs nach dem 21. August 1968 dar.

Nach 1989 zeigte sich, dass längst nicht alle Probleme gelöst werden konnten, so z. B. die Streitigkeiten um die Beneš-Dekrete. Es waren sogar neue Konflikte entstanden, etwa hinsichtlich des Kernkraftwerks Temelin. Auch hier ist die Stellungnahme des Autors sympathisch, dass sich die gemeinsame tausendjährige Geschichte nicht auf wenige Themen reduzieren lässt. Fazit: Das Heft ist ein guter „Reiseführer“ durch die gemeinsame Geschichte Tschechiens und Österreichs.

KRISTINA KAISEROVÁ

Ústí nad Labem

Roman Töppel

Kursk 1943. Die größte Schlacht des Zweiten Weltkriegs

Paderborn: Schöningh, 2017. 289 S., 24 Abb., 8 Ktn. = Schlachten – Stationen der Weltgeschichte. ISBN: 978-3-506-78187-1.

Seit seinem achten Lebensjahr hat die „größte Panzerschlacht des Zweiten Weltkriegs“ den Militärhistoriker Roman Töppel (*1976) fasziniert, und noch später faszinierten ihn vor allem die vielen falschen Informationen und Forschungslücken bezüglich der Schlacht von Kursk. In der Reihe *Schlachten – Stationen der Weltgeschichte* des Ferdinand Schöningh Verlags gibt Töppel deshalb nach der Befragung von Zeitzeugen und dem Studium von Akten, persönlichen Nachlassen sowie der einschlägigen Literatur ein ganz neues Bild von der Schlacht, die angeblich an der Ostfront der Wehrmacht endgültig das Kreuz brach und zum „Grab der deutschen Panzerwaffe“ geworden sein soll. Bemerkenswerterweise spielten sich hier Geschichtsfälschungen sowjetischer Historiker und ebenso die von Töppel nachdrücklich gegeißelten, irrealen „Erinnerungen“ deutscher Militärs gegenseitig in die Hand und verfälschten so für lange Jahrzehnte das reale Bild der Schlacht von Kursk. In der Sowjetunion durfte man nicht die unsagbar großen personellen und technischen Verluste und ebenso die vielfältigen, riesigen militärischen Führungsfehler der eigenen Militärs zugeben. Gleichzeitig war man seitens führender deutscher Ex-Militärs angesichts „verlorener Siege“ emsig bemüht, einzig und allein Hitler die Schuld am faktischen Desaster von Kursk zu geben. Denn eigentlich hätte man die Schlacht angesichts der politisch-militärischen Lage und der von Anfang an vorhandenen, gravierenden zahlenmäßigen sowjetischen Kräfteüberlegenheit nie, aber vor allem nie offensiv, beginnen dürfen. Indessen, einmal begonnen, hätte man die Schlacht nicht

gerade auf dem Höhepunkt der Kampfdynamik sang- und klanglos abbrechen sollen, sondern bis zu einem – wahrscheinlich nur kleinteiligen – militärischen Erfolg durchfechten müssen. Die Legenden um Kursk beginnen schon mit der Idee zur Schlacht, nämlich den vorspringenden Kursker Frontbogen von beiden Flanken aus abzuschneiden und die darin befindliche sowjetische Truppenmassierung zu vernichten. Dieser Gedanke gebührt weder Generalfeldmarschall von Manstein, der sich selbst in seinen Erinnerungen zum strategischen Genie stilisierte, noch Hitler, sondern wurde gemäß Töppel zuerst von Generaloberst Rudolf Schmidt geäußert. Nur verschwand Schmidt anschließend ganz überraschend in der „Versenkung“, als sich nämlich sein Bruder als Landesverräter entpuppte und die beschlagnahmte Korrespondenz des Generalobersten die heftige interne Kritik des Armeeführers der 2. Panzerarmee an Hitler offenbarte. Interessant ist der Umstand, dass man sich auch in der Roten Armee Gedanken darüber machte, dem Angriff der Wehrmacht bei Kursk durch eine eigene Offensive zuvorzukommen. Klugerweise tat man das nicht, denn die ersten fünf Tage der am 5. Juli 1943 beginnenden Schlacht führten zu großen Verlusten der sich in Verteidigungsstellungen befindlichen Verbände der Roten Armee, welche sich weder waffentechnisch noch hinsichtlich ihrer Führung der damaligen Wehrmacht als gleichrangig erwiesen. Immerhin war man vor Kursk in Erinnerung an die Kriegsjahre 1941 und 1942 so klug, gleich eine ganze Heeresgruppe, die „Steppenfront“ unter Konev, in Reserve zu halten. Dies war ein militärischer Luxus, den sich die an Menschen arme Wehrmacht niemals leisten konnte, geschweige denn im Jahr 1943.

Töppel gelingt es im Buch, gleich mehrere in Ost und West umlaufende Legenden zurechtzustutzen. So wurde nicht, wie man insbesondere in den sechziger und siebziger Jahren im Westen annahm, die Führung der Roten Armee mit Spionageinformationen direkt aus dem OKH bzw. OKW versorgt, sondern man musste sich auf die „normalen“ Informationen der Truppenaufklärung beschränken. Auch die Legenden um den Präventivschlag sowjetischer Luftstreitkräfte auf deutsche Flughäfen zu Beginn der Schlacht und die sowjetische „Artilleriegegenevorbereitung“ unmittelbar vor dem deutschen Angriffsbeginn, die angeblich eine wahrhaft vernichtende Wirkung erzielte, werden von Töppel falsifiziert. Der sowjetische Luftschlag verpuffte und führte nur zu hohen eigenen Verlusten, wie auch die „Artilleriegegenevorbereitung“ ins Leere ging. Nur hatte Rokossovskij, der diese auf eigenes Risiko und somit auf eigene Verantwortung planen ließ und sie schließlich gegen den Willen des nicht nur in diesem speziellen Falle zögerlichen Žukov auslöste, natürlich nach der Schlacht keinerlei Interesse daran, durch eine Wirkungsanalyse aufdecken zu lassen, dass die eigene Artillerie zehntausende Granaten ins Leere verschoss. Eine der packendsten Stellen des Buches ist, wenn Töppel zeigt, wie die Legende der „Panzerschlacht von Prochorovka“ entstand. Sowjetische, technisch ihren deutschen Pendanten unterlegene Panzermassen prallten hier bei einem

Gegenstoß frontal auf technologisch überlegene deutsche Panzer und wurden reihenweise ausgeschaltet.

In einer Reminiszenz an Verdun 1916 sollte der spätere Feldmarschall Model recht behalten, der als aktiver Beteiligter an der Schlacht von Kursk diese eine „vollendete Materialabnutzungsschlacht“ nannte. Nur dass es der Sowjetunion sowohl durch eigene Produktion als auch durch *Lend-Lease*-Lieferungen gelang, die Lücken bei Material und Personal schnell wieder aufzufüllen. Die deutschen Personalreserven waren indessen bereits 1943 ganz eng begrenzt, und der Ausstoß der deutschen Rüstungsindustrie reichte quantitativ nicht aus, einen Kampf der Wehrmacht in Ost und West, Nord und Süd auch nur annähernd sicherzustellen.

Als letzte Legende weist Töppel die weit verbreitete Meinung zurück, die alliierte Landung in Sizilien hätte den deutschen Abbruch der Schlacht von Kursk erzwungen. Richtig ist vielmehr, dass die tief gestaffelte sowjetische Verteidigung den vorhandenen Angriffsschwung der Wehrmacht trotz riesiger eigener und verhältnismäßiger geringer deutscher Verluste bis zum Erliegen der Offensivkraft abschwächte. Obwohl die realen sowjetischen Verluste bis heute nicht zuverlässig festgestellt sind bzw. nicht festgestellt werden dürfen, geht Töppel von einem Verlustverhältnis von etwa 1:6 zugunsten des Angreifers aus, welches sich nach Meinung des Rezensenten sogar noch bis in die Nähe von 1:10 bewegen könnte. Doch die Sowjetunion war in der Lage, diese Verluste zu ertragen und das Heer wieder mit Menschen und Material aufzufüllen, während das Deutsche Reich, mutwillig in einen Krieg mit der halben Welt verstrickt, langsam ausblutete. Insoweit gehört die rein zahlenmäßig größte Schlacht des Jahres 1943 tatsächlich zu den „Schlachten der Weltgeschichte“. Zu den ausgesprochen starken Seiten von Töppel zählt die technische Analyse der beidseitigen Waffen- und Panzertechnik, welche ihn für 1943 von einem erheblichen technologischen Vorteil der deutschen Waffen- und insbesondere Panzertechnik ausgehen lässt. Dies zog große sowjetische und verhältnismäßig geringe deutsche Verluste bei Kursk nach sich. Hätte sich Töppel noch etwas intensiver mit der neueren russische militärhistorischen Literatur befasst, dann wären seine sinnvollen Darlegungen sogar noch besser mit Fakten bekräftigt worden. Ich erinnere hier an die inhaltsreichen Bücher des Militärhistorikers Aleksandr Isaev oder an das *Dnevnik Samochodčika 1942–1945* von Elektron Priklonskij (Moskva 2008). Der seinerzeitige Ingenieurleutnant Priklonskij bekräftigt in seinen Kriegserinnerungen viele Thesen von Töppel bezüglich der deutschen und russischen Panzertechnik. Das 152mm-SFL-Regiment von Priklonskij erhielt im Nachgang der Schlacht von Kursk am 5. August 1943 bei der 53. Armee seine Feuertaufe. Vorrangig zur Bekämpfung der sowjetischerseits gefürchteten ‚Tiger‘ bestimmt, wurde bereits im ersten Gefecht die Hälfte des Regiments vernichtet, ohne der Wehrmacht merklichen Schaden zuzufügen.

JÜRGEN W. SCHMIDT
Berlin

Ècho Bol'shogo terrora. Sbornik dokumentov v trech tomach. T. 1: Partijnye sobranija i operativnye soveščanija sotrudnikov Upravlenij NKVD USSR (nojabr 1938 – nojabr 1939 gg.) [Das Echo des Großen Terrors. Dokumentensammlung in drei Bänden. Band 1: Parteiversammlungen und operative Beratungen der Mitarbeitenden der Leitung des NKVD der USSR (November 1938 – November 1939)]
Sost. Valerij Vasil'ev, Linn Viola i Roman Podkur. Moskva: Probel-2000, 2017. 735 S. ISBN: 978-5-98604-649-5.

Auch wenn die Epoche der „Säuberungen“ Ende der dreißiger Jahre zweifellos zu den am besten erforschten Themenfeldern der sowjetischen Geschichte gehört, gibt es immer noch eine ganze Reihe „weißer Flecken“, die ihrer Erforschung harren. Ein wichtiges Teilproblem, das bis vor kurzem mangels freigegebenem Material kaum untersucht werden konnte, betrifft die Zeit unmittelbar nach der Verabschiedung des Beschlusses des Politbüros „Über die Verhaftungen, die Überwachungsfunktion der Staatsanwaltschaften und die Methodik der Untersuchungsführung“ vom 17. November 1938, der praktisch das Ende des „Großen Terrors“ bedeutete. Vor allem die Frage, wie der in der Zeit der Säuberungen massiv ausgebaut sowjetische Unterdrückungsapparat auf diese plötzliche Kursänderung reagierte und wie er mit der von Stalin geforderten Bestrafung von „Übertretungen der sozialistischen Gesetzlichkeit“ und der damit verbundenen Beschneidung eigener Machtbefugnisse zugunsten des Parteiapparates und der Staatsanwaltschaften zurecht kam, wurde von der Forschung oft gestellt, ohne umfassend beantwortet werden zu können.

Diese Situation ändert sich jetzt dank der dreibändigen Quellenedition, die das Ergebnis der fruchtbaren Zusammenarbeit einer hochkarätig besetzten internationalen Historikergruppe ist und deren erster Band hier besprochen wird. Im Mittelpunkt der Edition stehen die Reaktionen der Mitarbeiter des ukrainischen Volkskommissariats für Innere Angelegenheiten (NKVD) auf den oben erwähnten Politbüro-Beschluss vom 17. November 1938 sowie etliche Teilaspekte seiner konkreten Implementierung. Während im ersten Band die Protokolle und Stenogramme der Versammlungen der Mitarbeiter des ukrainischen NKVD Ende 1938–1939 veröffentlicht worden sind, sollen in den darauffolgenden Bänden unter anderem Gerichtsakten publiziert werden, die die Bestrafung der „Übertreiber“ und „Feinde in Uniform“ dokumentieren, sowie Ego-Dokumente der verurteilten Geheimdienstmitarbeiter wie Gnadengesuche, Beschwerden, Briefe an die Staats- und Parteiführung, aber auch Informationen über die Opfer der Repressalien und die Stimmungsberichte des NKVD zu Reaktionen der Bevölkerung auf das Ende der Massenverhaftungen und die teilweise erfolgte Amnestie von Beschuldigten.

Der historische Wert der jetzt veröffentlichten Protokolle der Versammlungen der ukrainischen NKVD-Mitarbeiter, die oft im Beisein der jeweiligen Parteiführung

stattfanden und deren Ziel vor allem darin bestand, die „Säuberung der Säuberer“ (LYNNE VIOLA) einzuleiten und zu begründen, kann kaum überschätzt werden, auch wenn man bei der Analyse dieses Quellenkorpus niemals die spezifische Situation vergessen soll, unter der es entstand. Für einen kurzen Augenblick wird dadurch möglich, „hinter die Kulissen“ des sowjetischen Unterdrückungsapparates zu schauen und dessen ansonsten gut verborgene Arbeitsmechanismen zu verifizieren. Die Versammlungsstenogramme versetzen den Leser in die einzigartige Lage, nicht nur die Verunsicherung zu spüren, die unter den NKVD-Angehörigen nach der unerwarteten Politikänderung herrschte und die ihren Ausdruck in wortreichen Eingeständnissen eigener und in vehementer, manchmal geradezu bössartiger Kritik fremder „Fehler“ und „Übertreibungen“ fand. Es wird zudem ermöglicht, den sich gerne als monolithischer Block präsentierenden Geheimdienst als eine innerlich zutiefst gespaltene Organisation wahrzunehmen, deren Belegschaft sich nach ethnischen, generationellen und herkunftsmäßigen Kriterien in unterschiedliche Gruppen aufteilte, die miteinander unablässig rivalisierten und jetzt die Zeit für gekommen sahen, alte Rechnungen zu begleichen. Die vorgebrachten Klagen über den „nachlassenden Eifer“ der „Tschekisten“ bei der Verfolgung „noch nicht entdeckter Feinde“, gepaart mit Hinweisen darauf, dass nicht alles, was man in den vergangenen Jahren „erreicht“ hatte, „falsch“ war (siehe z. B. S. 42, 69), offenbaren gleichzeitig den Wunsch der Geheimdienstmitarbeiter nach Kontinuität und Anerkennung ihrer „Verdienste vor dem bolschewistischen Staat und unserer Partei“ sowie der Bewahrung von Machtpositionen. Die Parteisekretäre, die den Versammlungen beiwohnten, ließen dagegen kaum eine Gelegenheit aus, den noch vor wenigen Tagen beinahe allmächtigen NKVD auf die veränderten Umstände hinzuweisen, und dessen Unterordnung „unter die Direktiven der Partei und Regierung“ (S. 59) und somit auch die Anerkennung der eigenen Autorität zu verlangen. Und auch Staatsanwälte spürten jetzt, dass der Wind sich gedreht hat, und forderten durch ihre „Einmischung in den Untersuchungsprozess“ oft genug den Zorn der Tschekisten heraus, die ihnen vorwarfen, sich eher „wie Anwälte der Verhafteten als Vertreter der Staatsmacht“ zu benehmen (so z. B. S. 56).

Die Quellenedition ist gut und übersichtlich strukturiert und wurde von den Herausgebern und der Herausgeberin mit einem umfangreichen Personenregister versehen. Etwas weniger gut gelungen ist dagegen die Einleitung, die nur in groben Zügen den konkreten Hintergrund der NKVD-Versammlungen skizziert, ohne dabei auf wichtige Entwicklungen sowohl in der Ukraine als auch in der Moskauer Zentrale einzugehen. Zu bemängeln ist auch das Fehlen von Hinweisen auf den zum Zeitpunkt der Ereignisse gültigen innerbehördlichen Aufbau des NKVD. Erst die Hinzuziehung von entsprechenden Nachschlagewerken lässt den Leser verstehen, welche Aufgaben die 4. oder die 12. Abteilung des NKVD damals hatten. Da solche Nachschlagewerke nicht in jeder Bibliothek zu finden sind, bleibt zu wünschen, dass in den nächsten Bänden der

Edition, deren erster Band im Großen und Ganzen als gut gelungen bezeichnet werden kann, dieses Manko behoben wird.

PETER KAISER

Freiburg im Breisgau

Ślawomira Walczewska

Damen, Ritter und Feministinnen. Zum Frauenrechtsdiskurs in Polen

Wiesbaden: Harrassowitz, 2015. XXI, 212 S. = Deutsches Polen-Institut. Polnische Profile, 2. ISBN: 978-3-447-10395-4.

Das vorliegende Buch basiert auf der 1999 unter dem Titel *Damy, rycerzy i feministki. Kobiety dyskurs emancypacyjny w Polsce* erschienenen Dissertation der Autorin. Ausgestattet mit einem Vorwort (und zusätzlichen Infoboxen) von Claudia Kraft und Sigrid Metz-Göckel und einem aktualisierten Nachwort widmet es sich den Diskursen um Frauenrechte, wobei ein zeitlicher Schwerpunkt auf dem 19. Jahrhundert liegt. Ziel ist eine essayistische „Genealogie emanzipatorischen bzw. feministischen Denkens“ und eine „sorgsame Begriffs- und Diskursgeschichte“, so das Vorwort (S. X). Zugleich reflektiert die Autorin über ihre eigene Position in diesem Diskurs und bezeichnet sie als „nicht im Geringsten ‚objektiv‘ oder gar ‚unparteiisch‘. Ganz im Gegenteil, das Motiv, das der Arbeit zugrunde liegt, ist der Wille zum Diskurs“ (S. 5).

Walczewska postuliert, dass sich während der Teilungen Polens „ein neuer Stil des Denkens über Frauen“ (S. 1) herausgebildet habe, der die Geschlechterverhältnisse neu definiert und die Frauen in die „nationale Frage“ mit einbezogen habe (S. 40). Trotz der Bemühungen der Frauenrechtlerinnen seien Vorstellungen von Bürgerinnenrechten im nationalen Diskurs nicht übernommen worden (S. 48), obwohl schlussendlich der wiedererstandene polnische Staat seiner weiblichen Bevölkerung als „Dank“ für ihre Bestrebungen das Bürgerinnen- und Wahlrecht verliehen habe (S. 60 f.).

Eine besondere Rolle spielte die Kontrolle des weiblichen Körpers und die Erziehung zu gesellschaftlich normierter „Schicklichkeit“, wie die Autorin an den Werken von Klementyna Hoffmanowa nachzeichnet (S. 11 f.). Neben den Charakteristika des „Frau-Seins“ stehen Gefühle (S. 23 ff.), Reproduktion (S. 30 ff.), sowie Bildung und Arbeit (S. 66 ff.) im Fokus des Buches. Letztere sollten zur Emanzipation und Selbstständigkeit der Frauen führen. Im Schlusskapitel widmet sich die Autorin verschiedener emanzipatorischer Strategien (S. 155 ff.).

Walczewska beschreibt, dass weibliche Lust im Frauenrechtsdiskurs des 19. Jahrhunderts tabuisiert worden sei (S. 18), und zeigt ferner, dass verschiedene Diskurse sich überlagerten und miteinander verflochten waren, etwa der romantische und der Frauenrechtsdiskurs (S. 25). Während der Teilung war es zu einer Idealisierung der Mutterrolle gekommen, die ihren Ausdruck im Begriff der „Mutter-Polin“ (*Matka Polka*) fand (S. 28). Walczewska urteilt, dass durch „die Mutterschaft sich [...] die Frau in Polen in die Gemeinschaft ein[gekauft habe]“ (S. 49), was eines der langfristigen kulturellen Muster sei, das – neben den titelgebenden „Damen“ und „Rittern“ – im polnischen Diskurs nahezu zeitlos erscheine (S. 92 ff.). Walczewska betont ferner die enge Verknüpfung zwischen Frauenrechts- und nationalem Diskurs, was etwa eine Kooperation mit russischen Frauenrechtlerinnen behindert habe (S. 55). Der polnische nationale Diskurs sei – laut der Autorin – Frauenrechten gegenüber „am offensten“ gewesen, (S. 57), was in Anbetracht der Weigerung führender Nationaldemokraten wie Roman Dmowski, Frauen das Wahlrecht zuzusprechen (vgl. Gawin 2015), allerdings näher zu untersuchen wäre.

Die Debatten der frühen neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts zeigten, dass im kirchlichen Diskurs „Mutterschaft nicht lediglich eine Funktion der Frau [sei], sondern sie konstruiert ihre Identität“ (S. 34). Bedeutend sei hierbei gewesen, dass Männer den Diskurs bestimmten (S. 180 f.), während Frauen – obwohl sie die Hälfte der Mitglieder der unabhängigen Gewerkschaft *Solidarność* ausmachten – bei den Beratungen am ‚Runden Tisch‘ im Jahre 1989 außen vor blieben (S. 59). Auch träten sie bei den Debatten um das Abtreibungsrecht nur am Rande in Erscheinung (S. 181).

Walczewskas Statement, dass die frühe Frauenbewegung in Forschung und Literatur nicht präsent sei (S. 5), muss heute als teilweise obsolet betrachtet werden, da sich Forscher*innen in jüngster Zeit dieses Themas intensiv angenommen haben (Gawin 2015, Leszczawski-Schwerk 2015). Hierin ist das grundlegende Problem der Lektüre zu sehen: Die Ausführungen spiegeln den Wissensstand von 1999 wider, und es wäre sinnvoll gewesen, etwa in Anmerkungen zum Text oder in einem eigenständigen Kapitel auf aktuelle Forschungstendenzen und -fragen sowie neue Erkenntnisse zu verweisen.

Zudem wären – neben mehr Hintergrundinformationen für deutschsprachige Leser*innen zu Spezifika der polnischen Kultur, etwa zur Bedeutung des Messianismus in der polnischen Romantik (S. 27) – mehr Belege bei „allgemeinen Beobachtungen“ angebracht, etwa, wenn Walczewska behauptet, dass die Darstellung der „Obliegenheiten der Frauen“ nicht von Hoffmanowa originär erdacht worden sei, sondern „gängigen Einstellungen zur Frau“ entsprach (S. 16). Obwohl Walczewska festhält, dass die erste Welle der polnischen Frauenbewegung bis in die 1930er Jahre hineinreichte, wird die Zwischenkriegszeit kaum beleuchtet, trotz der Andeutungen von vielversprechenden Fragen – etwa die katholische Sexualethik in einem multikonfessionellen und multiethnischen Staatsgebilde, oder die Sorge vor einer raschen Vermehrung nicht-

katholischer Bevölkerungsgruppen (S. 31). Auch die Behandlung des Realsozialismus bleibt oberflächlich, und es wird das Bild erzeugt, dass der Diskurs dem Sozialismus als egalitärer Ideologie untergeordnet worden sei. Neuere Untersuchungen (Jarska 2015) zeigen, wie weit ideologischer Anspruch und Wirklichkeit gerade auch in der ‚Frauenfrage‘ auseinanderlagen.

Die Autorin bleibt in einigen wenigen Ausführungen unkonkret, etwa wenn sie davon schreibt, dass „man den ‚Salonlößinnen‘ [Anm. M. Z.: einer der zentralen Frauengruppen, die für die Emanzipation eintraten] alles Verwerfliche zuschrieb“, ohne dabei zu verraten, wer sich hinter „man“ versteckte (S. 30; ähnlich auch S. 40). Auch die Verwendung des Begriffs „die Nationalen“ (S. 59) bzw. „die Nationalisten“ (S. 175) ist unscharf; es wird nicht offensichtlich, ob Walczewska hiermit die Nationaldemokratie um Roman Dmowski meint.

Trotz aller Kritikpunkte ist Slawomira Walczewskas Studie eine lesenswerte und gut geschriebene Lektüre, wobei sie die Eigenheiten der polnischen Kultur und Geschichte sehr gut darstellt. In ihrem Nachwort, das die Autorin für die deutsche Übersetzung schrieb, fasst sie die aktuellen Entwicklungen – vor dem Hintergrund des Machtantrittes der national-konservativen Regierung der Partei *Recht und Gerechtigkeit* – treffend zusammen. Sie schreibt, dass Polen vor „dem Hintergrund der ‚moralischen Revolution‘“ und des Beitritts zur EU „nach Europa [wollte], aber mit unserem Abtreibungsverbot, ohne die niederländische Lockerheit gegenüber weichen Drogen, ohne den französischen Säkularismus und ohne die deutsche Offenheit gegenüber EinwanderInnen“ (S. 189). Einen Grund für die Durchsetzung konservativer Muster und für die Marginalisierung des Feminismus in Polen nach 1989 sieht die Autorin in den Transformationsprozessen und der Suche nach (familiärer, gesellschaftlicher und sexueller) Stabilität in diesen unruhigen Zeiten (S. 187 f.). Walczewskas Buch verdeutlicht die Aktualität und Kontroversität, die dem (globalen) Diskurs um Frauenrechte auch heute noch innewohnt: etwa wenn es um die Bemühungen um die Abschaffung von § 219a BGB, die Diskussionen über die Liberalisierung von Abtreibungen in Irland, oder restriktivere Handhabungen in einigen Staaten der USA geht.

MICHAEL ZOK

Magdeburg

Russen und Deutsche. 1000 Jahre Kunst, Geschichte und Kultur.
Staatliches Historisches Museum (Moskau), 21.06.2012 bis 25.08.2012.
Neues Museum (Berlin), 06.10.2012 bis 31.01.2013. Essays

Hrsg. von Matthias Wemhoff und Alexander Lewykin im Auftrag des Ministeriums für Kultur der Russischen Föderation (Moskau), der Stiftung

Preußischer Kulturbesitz (Berlin), des Staatlichen Historischen Museums (Moskau), des Museums für Vor- und Frühgeschichte und der Staatlichen Museen zu Berlin. Petersberg: Imhof, 2012. 560 S., 340 Abb. ISBN: 978-3-86568-803-3.

2012 fand in Moskau und Berlin in deutsch-russländischer Kooperation die Ausstellung *Russen und Deutsche. 1000 Jahre Kunst, Geschichte und Kultur* statt, die beträchtliche mediale Beachtung, positive wie negative, fand. Von nicht-russischer Seite wurde vor allem der Umstand kritisiert, dass der Zweite Weltkrieg als bislang dramatischste Periode im zwischenstaatlichen Verhältnis nicht durch Exponate, Texte und Abbildungen, sondern lediglich durch aktuelle Fotografien seinerzeitiger deutsch-sowjetischer Kriegsschauplätze wie der Volga bei Volgograd, dem ehemaligen Stalingrad, dem Schwarzerdegebiet bei Kursk, Ort der Panzerschlacht am Kursker Bogen, oder den heftig umkämpften Seelower Höhen östlich von Berlin, anschaulich gemacht wurde [vgl. dazu den dazugehörigen Katalogband: *Russen und Deutsche. 1000 Jahre Kunst, Geschichte und Kultur. Staatliches Historisches Museum, Moskau 21.06.2012 bis 25.08.2015. Neues Museum, Berlin 06.10.2012 bis 13.01.2013. Katalog*, Hrsg. von Matthias Wemhoff und Alexander Lewykin im Auftrag des Ministeriums für Kultur der Russischen Föderation (Moskau), der Stiftung Preußischer Kulturbesitz (Berlin), des Staatlichen Historischen Museums (Moskau), des Museums für Vor- und Frühgeschichte und der Staatlichen Museen zu Berlin. Petersberg: Imhof, 2012, S. 321–325]. Immerhin war es den deutschen Ausstellungspartnern gelungen, in der Berliner Station Faksimiles des Geheimen Zusatzprotokolls zum Hitler-Stalin-Pakt vom 23. August 1939 zur, wie es darin hieß, „Abgrenzung der beiderseitigen Interessensphären in Osteuropa“ sowie der bekannten, von Stalin und Reichsaußenminister Joachim von Ribbentrop signierten Karte zum deutsch-sowjetischen Grenz- und Freundschaftsvertrag vom 28. September 1939 durchzusetzen [ebd., S. 319–320].

Die im Kontext des Deutschlandjahres in der Russländischen Föderation und des Russlandjahres in Deutschland mit dem Motto *Deutschland und Russland – gemeinsam die Zukunft gestalten* von 2012/13 stehende Ausstellung knüpfte an vergleichbare bilaterale Unternehmungen wie *Wahlverwandtschaft. Skandinavien und Deutschland 1800 bis 1914*, 1997 ebenfalls im Deutschen Historischen Museum Unter den Linden gezeigt, oder *Tür an Tür. Polen – Deutschland. 1000 Jahre Kunst und Geschichte* 2011/12 im Berliner Martin-Gropius-Bau an. Die chronologisch aufgebaute Ausstellung war, wie am Katalog erkennbar, weitgehend konventionell und merklich staatstragend, wie etwa die Charakterisierung der Kiever Rus' als Ausdruck „russischer Staatlichkeit im späten 9. Jahrhundert“ belegt, so der stellvertretende russländische Kulturminister Pavel V. Chorošilov und der Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Hermann Parzinger, in ihrem gemeinsamen Geleitwort (S. 8). Das sieht ein großer Teil der historischen Osteuropaforschung anders, von den Geschichtspolitikern in Kiev einmal ganz abgesehen. In inhaltlicher wie konzeptioneller

Hinsicht waren vergleichbare Vorhaben, so etwa die ebenfalls deutsche und russische Geschichte umfassende Essener Ausstellung *TRANSIT Brügge – Novgorod. Eine Straße durch die europäische Geschichte* von 1997, bereits deutlich weiter, wie der einschlägige Katalog dazu augenfällig belegt.

Der von einem Grußwort des Präsidenten der Russländischen Föderation, Vladimir V. Putin, eingeleitete schwergewichtige, aufwändig illustrierte sowie mit Karten und Bibliographie versehene, indes registerlose Essayband zur Berliner Ausstellung von 2012 versammelt 64 Essays von deutschen wie russischen Historikern, Literaturwissenschaftlern, Archäologen, Mediävisten, Museumsexperten, Bibliothekswissenschaftlern, Restaurateuren, Kuratoren und anderen, die teils chronologisch, teils thematisch in sieben Blöcke gruppiert sind.

Welch phänomenale Wirkungen Sigismund von Herbersteins *Rerum Moscoviticarum Commentarii* von 1549 sowie Adam Olearius' *Vermehrte neue Beschreibung der muscowitischen und persischen Reyse* von 1656 hatten, belegen die Beiträge von REINHARD FRÖTSCHNER und ULRICH SCHNEIDER. Europaweit konnte sich ein lesekundiges und gebildetes Publikum ein realitätsnahes Bild des Moskauer Staates machen – mit der Folge weiteren Zuzugs von Deutsch(sprachig)en in das „Barbarenland“, in welchem bereits 1667 dem zweiten Pastor der protestantischen Offizierskirche in Moskau, Johann Gottfried Gregorii, zufolge „fast nichts barbarisch“ war.

Die Fokussierung auf gekrönte Häupter, Adel, Höfe, Prunk, Repräsentation, Herr, Flotte und Hochkultur ist streckenweise ermüdend, doch kommt auch der Alltag nicht zu kurz. VERA KOVRIGINA beschreibt anschaulich das Leben in der deutschen Vorstadt Moskaus (*nemeckaja sloboda*) im 17. und 18. Jahrhundert – ihr zufolge „eine einmalige Einrichtung in der russischen Geschichte“ (S. 249). Und GERD STRICKER und MANFRED NAWROTH schildern die Lebensumstände deutscher Neusiedler in den Gouvernements Neurussland und Bessarabien, an der Wolga, in Sibirien und im Kaukasus.

Kein Zufall dürfte sein, dass die beiden Bandbeiträge zur sowjetischen Politik in der deutschen Frage nach 1945 sowie zur DDR, „Stalins ungeliebtem Kind“ (Wilfried Loth), aus (west-)deutscher Feder stammen: Dies sind STEFAN CREUZBERGERS Aufsatz „Warum sollen wir uns hinter dem Rücken von Genosse Walter Ulbricht verstecken?“ – Nikita Chruschtschow und der lange Weg zur Berliner Mauer“ und ANNE HARTMANNs illustrierter Essay „Verpasste Freundschaft. Zur sowjetischen Präsenz im öffentlichen Leben der SBZ und DDR“. Gleichfalls bezeichnend sind die terminologischen Unterschiede in den deutschen und russischen Beiträgen zum Thema Raubkunst: Während GÜNTHER SCHAUERTE von „kriegsbedingt verlagerte[n] Sammlungsbestände[n] der Staatlichen Museen zu Berlin in russischen Museen“ spricht, ist der russische Standardbegriff derjenige des „Kulturraubes“ – was den Informationswert der Überblicke von NIKOLAJ NIKANDROV („Kulturschätze Russland – Zeugen und Opfer des Zweiten Weltkriegs. Die ‚Kriegsernte‘ des Einsatzstabs Rosenberg“) und SVETLANA NEKRASOVA

(„Dokumentation der während des Zweiten Weltkriegs verlorenen Museumsschätze und ihrer Rückführung“) nicht mindert.

Der Band unterscheidet sich auf den ersten Blick in Struktur, Inhalt und Aufmachung deutlich von einem thematisch wie vom Format her ähnlichen ‚altbundesdeutschen‘ Band über *Tausend Jahre Nachbarschaft. Rußland und die Deutschen*, erschienen gerade einmal 24 Jahre vor dem anzuzeigenden – eine Zeitspanne, in die indes die Implosion der UdSSR, das Ende der Blockkonfrontation und die Wiedervereinigung Deutschlands fielen [*Tausend Jahre Nachbarschaft. Rußland und die Deutschen*. Hrsg. von der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat. Zusammengestellt in Verbindung mit Alfred Eisfeld von Manfred Hellmann. München 1988]. Die eingehendere Lektüre belegt dann allerdings, dass die geschichtspolitischen Maximen der versunkenen Sowjetunion auch in der Russländischen Föderation unserer Tage durchaus lebendig sind. So spricht der russländische Kulturminister Michail Švydkoj in seinem Schlusswort „Zwischen Vergangenheit und Zukunft“ (S. 528–530) davon, dass der „Große Vaterländische Krieg [...] voll von höchstem Heldentum“ gewesen sei (S. 528) – beides, Bezeichnung und Pathosformel, geprägt am 23. Juni 1941 von Stalins Chefideologen Emel’jan M. Jaroslavskij, gehören zum in Moskau weiterhin hoch gehaltenen sowjetischen Erbe. Dabei dienen die dem „Großen Vaterländischen Krieg“ nachgestellten Jahreszahlen „1941–1945“ nicht zuletzt der Ausblendung der Anfangsphase des Zweiten Weltkriegs, in der Stalin mit Hitler verbündet war und mit ihm zusammen Polen okkupiert und einvernehmlich aufgeteilt hat, wie PETER JAHN in seinem ausgewogenen Beitrag über „Deutsche und Russen im Zweiten Weltkrieg“ beschreibt.

Bezeichnenderweise sind es weniger der NS-deutsche Überfall auf die UdSSR am 22. Juni 1941 und der anschließende Vernichtungskrieg von SS und Wehrmacht gegen Rote Armee und sowjetische Zivilbevölkerung, welche Geschichtspolitik und Erinnerungskultur von Russen und Deutschen trennen. Vielmehr ist es die Phase koordinierten militärischen, geheimdienstlichen, polizeilichen, rüstungspolitischen und kriegsökonomischen Zusammenwirkens zwischen Berlin und Moskau vom Sommer 1939 bis zum Sommer 1941, über deren Bewertung man sich nicht einigen kann – mit der ebenso häufigen wie geschichtsblinden Folge einvernehmlichen Ausblendens. Die genannte Ausstellung war ein Beleg dafür, wie sowohl Katalog- als auch Essayband zeigen.

STEFAN TROEBST

Leipzig

World War II and Two Occupations. Dilemmas of Polish Memory

Ed. by Anna Wolff-Powęska and Piotr Forecki. Transl. by Marta Skowrońska and Blanka Zahorjanova. Frankfurt am Main [usw.]: Peter Lang, 2016. 282 S., Tab. = Geschichte – Erinnerung – Politik. Posener Studien zur Geschichts-, Kultur- und Politikwissenschaft, 12. ISBN: 978-3-631-66300-4.

Der von Anna Wolff-Powęska und Piotr Forecki herausgegebene Sammelband befasst sich mit der Erinnerung an die Besatzung Polens im Zweiten Weltkrieg. Er enthält zwölf Beiträge polnischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verschiedener Disziplinen und Forschungsrichtungen in englischer Übersetzung. Ein Teil von ihnen ist vorher bereits erschienen.

In ihrer kurzen Einleitung skizzieren die Herausgeberin und der Herausgeber den Problemhorizont der Erinnerungsarbeit nach der nationalsozialistischen und der sowjetischen Herrschaft. Nach 1945, als die politische Dominanz der Sowjetunion im gesamten polnischen Staatsgebiet durchgesetzt wurde, unterlag die Erinnerung an die Kriegsjahre einer tiefgreifenden Selbsttheroisierung, die sich auf die enormen Opfer gründete, welche die Bevölkerung der Zweiten Polnischen Republik seit dem September 1939 zu beklagen hatte. Über Jahrzehnte hinweg galt ein offizielles Narrativ über den 1945 beendeten Krieg. Dieses von oben favorisierte und gegen Widerstände durchgedrückte Bild der jüngsten Vergangenheit wurde nach 1989 nachhaltig infrage gestellt. Seither stehen sich Vertreterinnen und Vertreter eines apologetischen Nationalismus sowie deren Gegnerinnen und Gegner, die sich als kritische, aufgeklärte Patriotinnen und Patrioten verstehen, gegenüber.

Zur Einführung in das Thema dienen drei Aufsätze. PIOTR TADEUSZ KWIATKOWSKI hat Umfrageergebnisse analysiert, in denen sich die Haltung gegenüber der kollektiven Erfahrung der polnischen Gesellschaft in den Kriegsjahren niederschlägt. Demnach stehen im Vordergrund das Fortbestehen Polens als Staat, die vonseiten der Besatzer zugefügten Leiden und Opfer, aktiver Widerstand gegen den Judenmord und heldenhafter, unablässiger bewaffneter Kampf des polnischen Untergrunds und der regulären militärischen Formationen an allen Fronten (S. 35). Polnischen Debatten über Völkermord und die eigene kollektive Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg ist LECH M. NIJAKOWSKI in „Fighting for Victim Status“ (S. 39) nachgegangen, während BARTOSZ KORZENIEWSKI den Umgang mit dem Zweiten Weltkrieg in der Erinnerungspolitik der Volksrepublik Polen zwischen 1944 und 1970 betrachtet. Die folgenden drei Beiträge gehen auf individuelle Kriegserfahrungen ein, wobei PAWEŁ RODAK den „außergewöhnlichen Alltag unter der Okkupation“ mit Blick auf die Tagebücher von Zofia Nalkowska und Stanisław Rembek schildert, die beide schriftstellerisch tätig waren. ANNA WYLEGAŁA und KAJA KAŹMIERSKA wenden sich jeweils den Äußerungen ‚einfacher‘ Menschen zu – den Erinnerungen an die sowjetische Besatzung in den

östlichen Landesteilen (*Kresy*) unter der älteren polnischen Bevölkerung sowie Erkenntnissen über die Schnittmengen von biografischem Erfahrungshorizont und kollektiver Erinnerung, die sich aus Befragungen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen gewinnen ließen.

Der Schwerpunkt der übrigen Beiträge liegt auf unterschiedlichen medialen Ausdrucksformen der Kollektiverinnerung. ZUZANNA BOGUMIŁ und JOANNA WAWRZYŃIAK nähern sich dem „Kriegstrauma“ auf der Basis von drei Museumsausstellungen – in St. Petersburg, Warschau und Dresden. Sie kommen zu dem Schluss, dass Stadtmuseen keineswegs nur Gegenstände verwahren, die für eine vermeintlich objektive Widerspiegelung der Lokalgeschichte gebraucht werden. Sie sind vielmehr an der Konstruktion kollektiver Identitäten aktiv beteiligt und bieten für deren jeweilige ortsbezogene Ausprägung eine Bühne. Ebenso wenig unparteiisch sind die Aussagen zur Besetzung Polens in deutschen und polnischen Schulbüchern, wie KATARZYNA WONIAK herausgearbeitet hat. In einem filmkritischen Aufsatz befasst sich sodann zunächst TADEUSZ LUBELSKI damit, wie die sowjetische Besetzung im polnischen Film dargestellt wurde, während MAŁGORZATA HENDRYKOWSKA die nach 1989 entstandenen Kriegsfilm analysiert und diese als einen Dialog zwischen drei Generationen versteht. JOANNA KRAKOWSKA beschreibt den Umgang mit den Kriegs- und Besatzungsjahren im polnischen Theater nach 1945. Der Unterstellung *żydokomuna*, wonach die Durchsetzung der sowjetischen Herrschaft nur infolge eifriger Mitwirkung der polnischen Jüdinnen und Juden möglich gewesen sei, ist der abschließende Beitrag von ANNA ZAWADZKA gewidmet. Dieses antisemitische und zugleich antikommunistische Stereotyp wird sowohl im landläufigen Diskurs wie in akademischen Stellungnahmen weiterhin bemüht, um die Vorgänge im ab 1939 sowjetisch besetzten Gebiet zu (v)erklären.

Am Ende jedes Beitrags finden sich eine Zusammenfassung und Hinweise auf die benutzte Forschungsliteratur. Meist wird allerdings nur die polnischsprachige Forschung einbezogen, während wichtige außerhalb des Landes veröffentlichte Studien unberücksichtigt bleiben. Daher wird leider kaum der Versuch unternommen, die Lage in Polen mit dem Geschehen in anderen Ländern zu vergleichen.

Informationen über die Autorinnen und Autoren schließen den Band ab, der nach dem im Jahr 2012 erschienenen Band 2 der Reihe „Geschichte – Erinnerung – Politik“ (*Der Holocaust in der polnischen Erinnerungskultur*. Hrsg. von Anna Wolff-Powęska und Piotr Forecki) schon der zweite ist, der den polnischen Umgang mit der Erinnerung an die Jahre des Zweiten Weltkriegs thematisiert.

KLAUS-PETER FRIEDRICH
Marburg/Lahn